



Edgar Wallace

**Der Mann, der
alles wußte**

scanned by ab
corrected by exa

Vom Goldschürfer in Afrika zum Bankier und Multimillionär – die Karriere des John Minute ist nicht nur mit guten Taten gepflastert.

Das kostet Minute Schweigegelder – aber wenn er den Forderungen der Erpresser nicht mehr nachkommt, muß er mit dem Leben bezahlen...

ISBN 3-442-00086-6

THE MAN WHO KNEW

Aus dem Englischen übertragen von Ravi Ravendro

Made in Germany • 4/79

Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlagentwurf: Manfred Schmatz, München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

1

Der kleine, enge Raum war zum Laboratorium bestimmt worden, weil er von den Wohnräumen weit genug entfernt lag. Der frühere Besitzer von Weald Lodge hatte ihn als Billardzimmer anbauen lassen, aber John Minute, der augenblickliche Eigentümer, hatte weder Zeit noch Ruhe zum Billardspiel. Er überließ das Zimmer daher bereitwillig seinem Sekretär, der darin experimentierte und allerlei wissenschaftliche Untersuchungen anstellte.

An einer der Längswände lief ein einfaches Brettergestell entlang, auf dem Glaskolben und Reagenzgläser aufbewahrt wurden. Auf einem Tisch in der Mitte standen ein Mikroskop unter einer Glasglocke und ein offener Kasten mit verschiedenen Instrumenten. Auch mehrere Bücher lagen umher, und die bläuliche Flamme eines Bunsenbrenners züngelte unter einer Schale, die mit einer zähen, dunklen Flüssigkeit gefüllt war.

Eine Gummimaske bedeckte das Gesicht des Mannes, der am Tisch saß. Die Öffnungen für die Augen waren durch Gläser geschützt. Eifrig beobachtete er die brodelnde Masse, aus der beißende, übelriechende Dämpfe aufstiegen. Der Raum lag fast im Dunkeln; nur eine Leselampe mit grünem Schirm verbreitete etwas Licht, wenn man von der Flamme des Bunsenbrenners als Lichtquelle absah.

Ab und zu nahm Jasper Cole einen kleinen Glasstab, tauchte ihn in die Flüssigkeit, zog ihn wieder heraus und ließ die Tropfen auf einen Streifen Lackmuspapier fallen. Schließlich mußte er mit dem Resultat zufrieden sein, denn er löschte die Flamme unter der Schale, öffnete das Fenster und schaltete einen Ventilator ein, um die Lüftung des Raumes zu beschleunigen.

Als er die Maske abnahm, kam ein sympathisches, jugendliches Gesicht zum Vorschein. Jasper Cole sah allerdings etwas bleich aus, aber die blasse Hautfarbe machte sich gut zu dem dunklen Schnurrbart und den schwarzen Haaren. Nach einiger Zeit schloß er das Fenster wieder, füllte seine Pfeife aus einem vielbenutzten Tabaksbeutel und machte sich daran, das Resultat seines Experiments schriftlich niederzulegen. Dann und wann schlug er dabei ein Buch auf, um bestimmte Formeln nachzuprüfen.

Nach einer halben Stunde hatte er seine Arbeit beendet. Er trocknete die letzte Seite mit einem Löschblatt und verwahrte das Manuskript in einer Schreibmappe. Dann lehnte er sich bequem in seinen Stuhl zurück und gab sich seinen Gedanken hin. Sein Gesichtsausdruck verriet jedoch, daß sie nicht allzu angenehm waren. Eine Weile später nahm er eine Fotografie aus seiner Brieftasche. Sie zeigte ein sechzehnjähriges Mädchen mit hübschem Gesicht und feinen Zügen, die jedoch von einer leisen Melancholie überschattet waren. Lange sah er darauf und schüttelte dann den Kopf.

Als es leise an der Tür klopfte, schob er das Bild schnell in die Tasche zurück und erhob sich, um aufzuschließen.

John Minute trat ins Zimmer und zog argwöhnisch die Luft ein.

»Es stinkt hier, Jasper«, sagte er brummig. »Warum müssen nur alle chemischen Verbindungen so häßlich riechen?«

Jasper Cole lachte vor sich hin. »Die Natur hat das nun einmal so eingerichtet. Dagegen läßt sich nichts machen.«

»Sind Sie fertig mit dem Experiment?«

John Minute sah nach der noch heißen Schale hinüber, in der sich die dunkelbraune Flüssigkeit allmählich abkühlte.

»Ja, Sie können ganz unbesorgt sein. Die Substanz scheidet nur dann schädliche Dämpfe aus, wenn sie auf mehr als hundert Grad erhitzt ist. Deshalb hielt ich auch die Tür verschlossen.«

»Was haben Sie denn eigentlich gemacht?« fragte der ältere Mann und betrachtete den Inhalt der Schale eingehend.

»Ich habe verschiedene Präparate miteinander gemischt. Das Gefäß enthält ein oder zwei Elemente, die sich nur bei einer gewissen Temperatur mit den anderen verbinden. Das Experiment ist geglückt. Die Verbindung ist während des Prozesses nicht zerfallen.«

»Hoffentlich kommen Sie nun bald zum Essen. Es ist schon alles kalt geworden«, erwiderte John Minute vorwurfsvoll.

»Entschuldigen Sie – ich muß den Gong überhört haben. Tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen.«

Sie gingen ins Speisezimmer, einen großen, etwas frostigen Raum, der um so ungemütlicher wirkte, als sie ihre Mahlzeit allein darin einnahmen. Wie gewöhnlich wurde während des Essens nicht viel gesprochen. John Minute las seine Zeitungen, besonders die Börsenberichte.

»Irgend jemand muß Gwelo- Aktien gekauft haben«, sagte er ärgerlich.

Jasper schaute auf.

»Aber das sind doch die Aktien, die –«

»Ja, ja«, entgegnete Mr. Minute mürrisch. »Ich weiß schon. Vorige Woche kosteten sie noch einen Schilling, heute werden sie schon mit zweieinviertel Schilling notiert. Ich besitze fünfhunderttausend – eigentlich sogar eine Million, aber die eine Hälfte gehört nicht mir. Ich bin beinahe in Versuchung, die Papiere zu verkaufen.«

»Vielleicht hat man tatsächlich Gold gefunden.«

John Minute räusperte sich verächtlich.

»Wenn in Gwelo Deeps wirklich Gold ist, dann finden wir in unseren Sanddünen hier nächstens Diamanten. Übrigens gehören die anderen fünfhunderttausend Aktien May.«

Jasper zog erstaunt die Augenbrauen hoch.

John Minute lehnte sich zurück.

»May Nuttalls Vater war mein bester Freund«, sagte er dann halblaut. »Er hat mich dazu überredet, wider mein besseres Wissen diese Gwelo Deeps zu kaufen. Wir haben einen viele hundert Meter tiefen Schacht in die Erde getrieben, aber wir haben alles andere gefunden, nur kein Gold.« Er lachte ironisch. »Ich wünschte nur, die Mine wäre ein Erfolg geworden. Der arme, alte Bill Nuttall hat sein ganzes Geld hineingesteckt, und er hätte ein besseres Schicksal verdient. Ich muß sagen, daß er mir in mancher bösen Lage geholfen hat.«

»Dafür haben Sie aber auch wie ein Vater für seine Tochter gesorgt.«

»Sie ist ein nettes Mädchen. Ich habe sie sehr gern, obwohl mir ein hübsches Gesicht sonst nicht so leicht imponiert«, erklärte John Minute etwas abweisend. »Aber May macht wirklich eine Ausnahme. Sie ist offenherzig, schaut einem in die Augen, wenn sie spricht, und redet keinen Unsinn. Für ihre Jahre ein sehr verständiges und tüchtiges Mädel.«

Jasper unterdrückte ein Lächeln.

»Zum Teufel, warum grinsen Sie denn?«

»Ich kann mich Ihrem Urteil nur anschließen.«

John Minute wandte sich plötzlich impulsiv an Jasper.

»Ich möchte Ihnen etwas sagen. May wäre etwas für Sie. Die müßten Sie heiraten. Sie würden mir damit einen großen Wunsch erfüllen.«

»Aber meiner Meinung nach hat Frank da auch noch ein Wort mitzusprechen«, meinte Jasper und rührte nachdenklich seinen Kaffee um.

»Ach was! Frank hat zu tun, was ich ihm sage. Er ist ein netter junger Mann, aber ein wenig wild und ungeschliffen. Ich glaube nicht, daß seine Gefühle so tief gehen. Der heiratet jedes Mädchen mit einem hübschen Gesicht. Wenn ich nicht

dazwischengetreten wäre...«

Jasper sah plötzlich auf.

»Ja, wie meinten Sie?«

»Ach, es ist nebensächlich.« John Minute räusperte sich laut.

Es war eine Gewohnheit des alten Herrn, lange beim Abendbrot zu sitzen, selbst wenn er dabei einnickte. Jasper hatte sich eine Zeitung genommen und las ebenfalls. Jeder Abend verlief auf die gleiche Weise; nur wenn Jasper nach London fuhr, konnte er sich etwas Abwechslung und Zerstreuung verschaffen.

Er las gerade den Artikel eines berühmten Fachgelehrten über Radium-Emanationen, als John Minute ihn unterbrach und die Unterhaltung wieder aufnahm, die er vor einer Stunde abgebrochen hatte.

»Manchmal Sorge ich mich direkt um May.«

Jasper legte die Zeitung hin.

»Aber warum denn?«

»Ich sage Ihnen, daß ich mich um sie Sorge. Glauben Sie mir das vielleicht nicht? Ich weiß nicht, warum Sie immer Fragen stellen müssen. Darüber kann ich mich verflucht ärgern!«

»Also schön, ich nehme es als Tatsache, daß Sie sich um May sorgen und daß Sie guten Grund dazu haben.«

»Ich fühle mich für sie verantwortlich, und Verantwortung ist mir zuwider, besonders wenn es sich um Kinder handelt.«

Das Thema schien ihm unangenehm zu sein, denn er ließ es sofort wieder fallen.

»Sergeant Smith war in meiner Abwesenheit hier, wenn ich recht gehört habe?«

»Ja – heute nachmittag.«

»Haben Sie ihn persönlich gesprochen?«

Jasper nickte.

»Was wollte er denn?«

»Er wollte Sie sprechen, soviel ich verstehen konnte. Neulich sagten Sie doch, daß er trinkt?«

»Ach was«, entgegnete John Minute verächtlich. »Er trinkt nicht, er säuft! Was halten Sie denn von ihm?«

»Er ist ein merkwürdiger Mensch«, erwiderte Jasper offen. »Ich kann nicht verstehen, daß Sie sich seinetwegen so große Mühe machen, ihn entschuldigen und ihm sogar noch wöchentlich Geld schicken.«

»In kurzer Zeit werden Sie das begreifen. Für den Augenblick müssen Sie sich mit der Erklärung begnügen, daß ich in schwierigen Lagen stets nach dem leichtesten Ausweg gesucht habe. Auch in diesem Fall handle ich nicht anders. Wenn ich Sergeant Smith nicht wöchentlich diese kleine Summe zahlte, würde es große Unannehmlichkeiten für mich geben.«

Er erhob sich langsam und gähnte.

»Sergeant Smith ist ein böses Kapitel«, fuhr er dann fort. »Ich kenne ihn schon seit vielen Jahren. Meine Geschäfte haben mich mit den seltsamsten Leuten zusammengeführt, und manchmal war ich auch selbst gezwungen, ungewöhnliche Dinge zu tun. Wenn man das alles niederschriebe, würde es nicht besonders gut klingen, obwohl es mir gleichgültig ist, was man darüber denkt und was die Zeitungen über mich schreiben. Wollte ich mich um diesen Kram kümmern, so hätte ich mich schon vor Jahren begraben lassen können. Aber Sergeant Smith weiß etwas von mir, was mir sehr peinlich ist. Sie beschäftigen sich ja viel mit narkotischen Präparaten und ähnlichem Zeug, und Sie werden daher verstehen, daß das Geld, das ich ihm zahle, einen doppelten Zweck erfüllt. Es ist ein Beruhigungs- und ein Vorbeugungsmittel. Sergeant Smith ist ein gefährlicher, rücksichtsloser Kerl...«

»Polizist Wiseman –«

»Wiseman ist gefährlich, weil er so beschränkt ist. Was hat er

denn hier gewollt?«

»Er ist nicht hier im Haus gewesen«, erwiderte Jasper lächelnd. »Ich habe ihn nur auf der Straße getroffen und mich eine Weile mit ihm unterhalten.«

»Sie hätten Ihre Zeit besser anwenden können. Der verrückte Kerl hat mich schon dreimal angezeigt. Wenn er mich noch länger derartig schikaniert, Sorge ich dafür, daß er seinen Posten verliert.«

»Er ist aber wirklich kein schlechter Mensch«, beruhigte ihn Jasper. »Besonders intelligent kann man ihn allerdings nicht nennen, aber er ist anständig, ruhig und hält sich streng an die Gesetzesvorschriften.«

»Hat er etwas Besonderes gesagt?«

»Ja, er beklagte sich, daß Sergeant Smith ein so unangenehmer Vorgesetzter sei und ihn bei jeder Gelegenheit schulmeistere.«

»Da hat er allerdings recht. Smith ist ein typischer Kommißstiefel und besonders unangenehm, wenn er etwas entdeckt zu haben glaubt. Es ist doch merkwürdig, daß gewöhnlich die Leute am pflichteifrigsten sind, die selbst irgendwie einmal das Gesetz übertreten haben und nicht dabei ertappt wurden. – Aber ich bin müde und will zu Bett gehen«, fuhr er fort und warf einen Blick auf die Uhr. »Morgen fahre ich nach London. Ich will mit May sprechen.«

»Haben Sie etwas Bestimmtes vor?«

»Ja. Die Bank beunruhigt mich.«

Jasper Cole sah ihn durchdringend an.

»Was ist denn mit der Bank los?«

»Es ist noch nichts passiert, und da mein lieber Neffe Frank Merrill dort tätig ist, zweifle ich auch nicht, daß alles in bester Ordnung ist. Ich wünschte nur, Sie würden diese ewige Fragerie nach dem Warum und Wieso lassen.«

Jasper steckte sich eine Zigarre an, bevor er antwortete.

»Das ist aber die einfachste Methode, um herauszubekommen, wie es in der Welt steht.«

»Schön, aber dann fragen Sie wenigstens jemand anderen«, sagte John Minute ärgerlich an der Tür.

Jasper nahm die Zeitung wieder auf, aber fünf Minuten später wurde er noch einmal von John Minute gestört, der ohne Kragen und in Hemdsärmeln zurückkam. Beim Ausziehen war dem alten Herrn noch ein Gedanke gekommen, den er unweigerlich mit Jasper Cole besprechen mußte.

»Schicken Sie morgen früh ein Telegramm an den Direktor der Gwelo Deeps und fragen Sie an, ob es etwas Neues gibt. Sie sind übrigens der Sekretär der Gesellschaft, das wissen Sie doch?«

»Das wußte ich noch nicht«, erwiderte Jasper erstaunt.

»Frank verwaltete den Posten früher, aber er hat sich der Sache in letzter Zeit nicht mehr angenommen. Das beste ist, Sie kümmern sich einmal darum und sehen zu, daß die Akten in Ordnung sind, sonst könnte es Differenzen mit dem Registergericht geben. Übrigens müssen wir auch bald einmal wieder eine Aufsichtsratssitzung abhalten.«

»Gehöre ich denn auch zum Direktorium?« fragte Jasper naiv.

»Das ist leicht möglich. Ich bin jedenfalls der Vorsitzende des Aufsichtsrats der Gesellschaft. Aber es war ja seit langem nicht nötig, eine Sitzung abzuhalten. Am besten fragen Sie einmal Frank, wann die letzte stattfand.«

Er verschwand, aber nach einer Viertelstunde erschien er noch einmal, und zwar im Schlafanzug.

»Mays Missionsgesellschaft braucht wahrscheinlich wieder Geld. Fragen Sie doch einmal bei dem Sekretär an. Wenn meine Vermutung stimmt, schicken Sie ihnen eine größere Summe hin.«

Er ging zum Büfett und goß sich einen Whisky-Soda ein.

»Während der letzten Besuche des Sergeanten Smith war ich

immer ausgegangen. Sollte er morgen wiederkommen, dann sagen Sie ihm doch, daß ich ihn nach meiner Rückkehr von London sehen möchte. Und schließen Sie die Türen gut und schieben Sie die Riegel vor. Verlassen Sie sich nur nicht auf diesen leichtsinnigen Wilkins!« Jasper nickte.

»Sie halten mich wohl für ein wenig verrückt?« fragte der alte Herr, der noch an dem Büfett stand und sein Glas in der Hand hielt.

»Nein, dieser Gedanke ist mir noch nicht gekommen. Ich habe nur manchmal den Eindruck, daß Sie etwas exzentrisch sind und die Gefahren übertreiben, die Sie umgeben.«

»Ich werde eines gewaltsamen Todes sterben, das weiß ich. Als ich im Zululand war, hat ein alter Zauberdoktor für mich die Knochen geworfen. Sie haben das niemals erlebt?«

»Nein«, entgegnete Jasper lächelnd.

»Sie können leicht darüber lachen, aber ich sage Ihnen, ich glaube fest daran. Einmal war es in dem Kral des großen Königs und einmal in Echowe. Und beide Zauberdoktoren sagten mir, daß ich eines gewaltsamen Todes sterben würde. Ich habe mir damals keine großen Sorgen darum gemacht, aber ich werde jetzt älter. Und da ich hier in einem Land lebe, in dem Recht und Gesetz gelten, so halte ich mich auch daran, und ein rechtlicher Bürger fürchtet sich vor Verbrechen. Sie lachen über mich, weil ich nervös werde, wenn ich einen Fremden sehe, der sich in der Nähe des Hauses herumtreibt. Aber ich habe sehr viele Feinde, und zwar allein in diesem Dorf mehr als andere in der ganzen Grafschaft. Sie glauben, daß ich mir etwas einbilde und nicht mehr ganz richtig im Kopf bin. Ein reicher Mann kann aber niemals unbesorgt und ruhig sein«, sagte er mehr zu sich selbst. »Ich bin mit den verschiedensten Menschen zusammengekommen und ihnen immer als der Millionär John Minute vorgestellt worden. Und wissen Sie, was die Leute sagen, sobald sie mir den Rücken kehren?« Jasper antwortete nicht.

»Ich will es Ihnen erzählen«, fuhr John Minute fort. »Ob sie jung oder alt, gut oder böse sind, alle sagen oder denken dasselbe:»Ich wünschte, er würde sterben und mir etwas von seinem Reichtum hinterlassen«.«

Jasper lachte leise.

»Sie haben allerdings keine besonders gute Meinung von der Menschheit.«

»Ich kümmere mich überhaupt nicht um sie – und jetzt gehe ich zu Bett.«

Jasper hörte seinen schweren Schritt auf der Treppe und nachher auf dem Korridor im oberen Stockwerk. Er wartete noch, bis die Bettstelle in Mr. Minutes Zimmer krachte, dann stand er auf, schloß die Fenster, überzeugte sich persönlich davon, daß alle Türen verriegelt waren, und ging zu seinem kleinen Arbeitszimmer im ersten Stock.

Als er die Tür geschlossen hatte, zog er wieder die Brieftasche heraus und betrachtete die Fotografie. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit einem Brief zu, der mit der Abendpost gekommen war. Er hatte ihn beim Sortieren in seine Tasche schmuggeln können, ohne daß John Minute es bemerkt hatte.

Er schnitt das Kuvert auf, zog den Bogen heraus und las:

Sehr geehrter Herr, in Beantwortung Ihres geschätzten Schreibens danken wir Ihnen für den Scheck. Mit Vergnügen haben wir erfahren, das Sie mit unseren Diensten zufrieden waren. Wir haben für die Nachforschungen allerdings viel Zeit benötigt, und die Kosten sind dadurch leider sehr hoch geworden. Da unsere Bemühungen aber zum Ziel geführt haben, freuen wir uns für Sie, daß Ihre Ausdauer belohnt worden ist.

Das Blatt trug keinen Firmenaufdruck und war mit »J. B. Fleming« unterzeichnet.

Jasper las das Schreiben noch einmal sorgfältig durch, steckte dann ein Streichholz an und verbrannte das Papier.

2

Der Nordexpress war eben im Kings- Cross- Bahnhof angekommen, und die Reisenden verließen die Station. Taxis und Gepäckträger füllten die Zufahrten zum Bahnhof. Polizisten suchten den Verkehr zu regeln und Differenzen zwischen den Passagieren, den Trägern und den Chauffeuren zu schlichten, jedoch ohne großen Erfolg.

Ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, das durch den Lärm und Trubel der Hauptstadt sehr bedrückt zu sein schien, mühte sich mit drei großen Paketen, einer Hutschachtel und einer Handtasche ab. Allem Anschein nach hatte sie fest damit gerechnet, daß man sie abholte, denn sie sah hilflos nach der großen Uhr und ging unruhig auf und ab. Schließlich blieb sie stehen, legte ihre- Gepäckstücke sorgfältig zusammen und zog einen Brief aus ihrer kleinen Handtasche.

Offenbar entdeckte sie darin etwas, was sie vorher übersehen hatte, denn sie steckte das Schreiben schnell wieder weg, raffte die Pakete auf und ging eine Strecke weiter. Nach einer Weile blieb sie wieder stehen und sah sich in dem düsteren Bahnhof um.

»Hier!« rief eine erregte Stimme.

Sie bemerkte, daß sich die Tür eines Taxis öffnete, und trat schüchtern auf den Wagen zu.

»Komm schnell herein!«

Sie reichte dem Mann im Auto die Pakete einzeln hinein und stieg dann selber ein. Die Tür wurde schnell geschlossen, und der Wagen fuhr an.

»Ich habe schon zehn Minuten hier gewartet!«

»Das tut mir leid – ich hatte es übersehen –«

»Natürlich hast du wieder nicht richtig gelesen«, unterbrach

sie der aufgebrachte junge Mann barsch.

Sie faltete geduldig die Hände und wartete auf die Vorwürfe, die ihrer Meinung nach jetzt folgen mußten.

»Du scheinst überhaupt nichts ordentlich machen zu können«, sagte er. »Das kommt von deiner unglaublichen Gleichgültigkeit!«

»Warum hast du mich denn nicht auf dem Bahnsteig abgeholt?« Ihr Widerspruchsgeist war plötzlich erwacht.

»Ich habe dir doch schon mindestens ein dutzendmal gesagt, daß ich mich in der Öffentlichkeit nicht mit dir zeigen will. In der letzten Zeit habe ich deinetwegen schon genug Verdruß gehabt. Wenn ich dich doch niemals getroffen hätte!«

Sie hätte dasselbe sagen können, aber eine achtzehn Monate dauernde Unterdrückung hatte ihre Widerstandskraft fast vollständig gebrochen.

»Du bist ein Stein an meinem Hals«, fuhr der Mann bitter fort. »Überall muß ich dich verstecken und dauernd mit dem bedrückenden Gefühl leben, daß du mich eines guten Tages doch verrätst. Aber ich werde dich jetzt im Auge behalten du weißt ein wenig zuviel von mir.«

»Ich würde niemals ein Wort gegen dich sagen«, protestierte sie.

»Um deinetwillen hoffe ich, daß du das nicht tust.«

Er schwieg, und erst nach einer Weile fand sie den Mut zu fragen, wohin die Fahrt gehen sollte.

»Das wirst du schon noch sehen«, erwiderte er ärgerlich. »Du kommst in eine viel schönere Wohnung, als du je eine gehabt hast. Darüber kannst du dich nur freuen.«

»Das tue ich doch auch, Liebling«, entgegnete sie ruhig.

»Nenne mich nicht immer Liebling«, sagte der Mann wütend.

Das Auto brachte sie nach Camden Town, und vor einem schönen Haus in einer sonst langweiligen Straße stiegen sie aus.

Es war zu dunkel, als daß sie sich in der Gegend hätte umsehen können, und sie hatte kaum all ihre Pakete aufgenommen, als der Mann auch schon die Tür geöffnet hatte und sie in das Haus schob. Der Wagen fuhr fort, und ein Motorradfahrer, der dem Taxi vom Bahnhof gefolgt war, führte seine Maschine von der Straßenecke, wo er gewartet hatte, langsam an eine Stelle, die dem Haus direkt gegenüberlag. Er stellte das Rad ab, stieg vorsichtig die Stufen zur Haustür hinauf und beleuchtete mit seiner Taschenlampe die Nummer über der Tür. Nachdem er sie in sein Notizbuch eingetragen hatte, fuhr er wieder ab.

Eine halbe Stunde später hielt ein anderer Wagen vor der Tür, und der Herr, der ausstieg, sagte dem Chauffeur, daß er warten solle. Er klingelte, und nach kurzer Zeit wurde ihm geöffnet.

»Hallo, Crawley«, sagte der Mann, der ihn einließ. »Wie geht es Ihnen?«

»Miserabel. Aber wozu brauchen Sie mich denn?«

Seine Aussprache verriet, daß er den unteren Volksschichten angehörte, aber er sprach mit dem anderen, als ob er mit ihm auf gleicher Stufe stände.

»Was vermuten Sie denn?« fragte der junge Mann.

Er führte seinen Besucher ins Wohnzimmer und machte Licht. Dann nahm er eine Whiskyflasche aus einer Ledertasche und reichte sie Crawley.

»Ich dachte mir doch, daß Sie das nötig hätten«, bemerkte er ironisch.

Crawley goß sich ein großes Glas ein und trank es mit einem Zug aus. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre zählen und hatte dunkle Haare und harte, verwitterte Züge. Sein sonnengebräuntes Gesicht war von vielen Furchen durchzogen und ließ erkennen, daß er lange Jahre in einem heißen Klima gelebt hatte. Tatsächlich war er zehn Jahre bei der berittenen Polizei im Matabele- Land gewesen.

Der junge Mann zog einen Stuhl an den Tisch.

»Ich will Ihnen ein Angebot machen.«

»Kann man dabei wenigstens Geld verdienen?«

»Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Ihnen ein Angebot mache, bei dem Sie nicht auf Ihre Rechnung kommen?«

Crawley goß sich noch ein Glas ein und trank es sofort aus.

»Ich habe heute überhaupt noch keinen Tropfen zu mir genommen«, sagte er zu seiner Entschuldigung.

»Das ist eine krasse Lüge. Aber wir wollen über das Geschäft sprechen. Ich weiß nicht, was Sie in England vorhaben, aber ich will Ihnen etwas von meinen Plänen erzählen. Ich brauche freie Hand, und die habe ich nur, wenn Sie Ihre Tochter außer Landes bringen.«

»Sie wollen sie wohl los sein?« fragte Crawley verschlagen.

Der junge Mann nickte.

»Sie hindert mich überall und in jeder Beziehung. Wie ein Mühlstein hängt sie mir am Hals, und ich muß dauernd in Sorge und Angst leben. Jeden Augenblick kann sie eine Dummheit machen und mich für immer ruinieren.«

Crawley grinste.

»Das erzählen Sie mir nicht zum erstenmal. Versuchen Sie bloß nicht, mir Angst einzujagen, Mr. Brown oder Jones, oder wie Sie sich sonst hier nennen, denn das gelingt Ihnen nicht. Ich habe schon mit schlimmeren Leuten auskommen müssen und bin schon mit größeren Schuften fertig geworden. Wie Sie sehen, lebe ich immer noch. Unter keinen Umständen verlasse ich England, das sage ich Ihnen klar und deutlich. Ich habe gerade jetzt eine große Sache vor. Was wollten Sie mir denn übrigens dafür bieten?«

»Tausend Pfund.«

»So etwas Ähnliches dachte ich mir« entgegnete Crawley kühl. »Aber da haben Sie bei mir kein Glück. Das ist mir nicht

genug. Ich gebe Ihnen den guten Rat, das Mädchen auf eine andere Weise ruhig zu halten. Ein kluger Kerl wie Sie, der mehr von Betäubungsmitteln und Rauschgiften versteht als irgend jemand, den ich sonst kenne, sollte doch wissen, was er zu tun hat. Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß Sie ein Mittel kennen, mit dem Sie Leute vollständig willenlos machen könnten. Versuchen Sie es doch einmal bei ihr!«

»Sie nehmen also mein Angebot nicht an?«

Crawley schüttelte den Kopf.

»Ich kann ein Vermögen machen, wenn ich alle Vorteile ausnütze, die ich jetzt in der Hand habe. Ich habe mir endlich eine Stellung direkt unter der Nase dieses alten Teufels erobert. Ich sehe ihn fast jeden Tag, und ich habe ihm schon einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Tausend Pfund sind für mich augenblicklich keine große Summe. Mehr als das habe ich bei einem Rennen- in Lewes verloren. Nein, mein Junge, verwerten Sie doch lieber mal Ihre eigenen Kenntnisse! Es hat keinen Zweck, mit Betäubungsmitteln und Rauschgiften zu handeln, wenn man sie nicht anzuwenden versteht!«

»Je weniger Sie darüber reden, desto besser ist es. Es war überhaupt eine Dummheit von mir, daß ich Sie ins Vertrauen gezogen habe.«

»Regen Sie sich nicht unnötig auf.« Crawley hob die Hand und lächelte ironisch. »Wer hätte gedacht, daß sich dieser nette, lebenswürdige junge Mann, der in Eastbourne regelmäßig am Sonntag zur Kirche ging, in London so ganz anders entpuppen könnte? Ich habe oft lachen müssen, wenn Sie an mir vorbeikamen und taten, als ob Sie kein Wässerchen trüben könnten. Alle Leute waren von dem Musterknaben entzückt, aber ich habe immer bei mir gedacht: Wenn die bloß wüßten!«

»Seien Sie doch ruhig«, rief der junge Mann wütend. »Sie werden ja ebenso gefährlich wie Ihre unvernünftige Tochter!«

»Sie nehmen sich alles viel zu sehr zu Herzen. Aber hören Sie

zu. Ich gehe nicht von England fort, sondern behalte meine augenblickliche Stellung. Sie sehen, es handelt sich hier nicht nur um Geld. Ich habe den Eindruck, daß der Alte etwas gegen mich im Schilde führt, und ich kann mich vor unangenehmen Überraschungen nur schützen, wenn ich mich in seiner Nähe halte.«

»Ich habe Ihnen aber doch schon so oft gesagt, daß er nichts gegen Sie hat. Ich kenne sein Geschäft und habe auch fast alle seine Privatpapiere gelesen. Wenn er Sie hätte loswerden können, hätte er Sie schon längst zum Teufel geschickt. Das habe ich Ihnen schon bei Ihrem letzten Besuch in dem Haus erklärt, als ich Sie dort sah. Glauben Sie denn, John Minute würde Schweigegelder zahlen, wenn er nicht müßte? Nein, da sind Sie auf dem Holzweg!«

»Mag sein«, entgegnete Crawley ruhig, »aber ich bin doch nicht so dumm, wie Sie annehmen.«

»Sprechen Sie doch einmal mit ihr«, sagte der junge Mann.

Crawley schüttelte den Kopf.

»Berücksichtigen Sie doch meine väterlichen Gefühle«, protestierte er. »Das können Sie nicht von mir verlangen, Reginald oder Horace oder Hektor – ich vergesse immer, unter welchem Namen Sie hier in London auftreten. Ihren Vorschlag lehne ich ab, aber ich habe Ihnen ein Anerbieten zu machen, und zwar betrifft es einen Verwandten John Minutes, einen netten jungen Mann, der eines guten Tages das Vermögen des Alten erbt.«

»So, glauben Sie?« fragte der andere zwischen den Zähnen.

Zwei Stunden lang sprachen sie über die Sache, dann erhob sich Crawley. Er hatte die Flasche inzwischen ausgetrunken und war entsprechend vergnügt.

»Einen Trumpf hebe ich mir immer bis zuletzt auf«, sagte er gemütlich. »Sie sind in Gefahr, mein Freund, und ich, als Ihr guter Schutzengel, habe das entdeckt. In einer Ihrer vielen

Wohnungen haben Sie einen Kammerdiener.«

»Einen Chauffeur«, verbesserte ihn der junge Mann. »Einen Schweden. Er heißt Jonsen.«

Crawley nickte.

»Ich dachte mir gleich, daß er ein Schwede sein mußte.«

»Haben Sie ihn denn gesehen?«

»Er war in Eastbourne, um Erkundigungen einzuziehen«, sagte Crawley. »Und ich habe ihn dabei zufällig getroffen. Glücklicherweise gehört er zu den zutraulichen Leuten, die einem Polizisten gegenüber ihr Herz ausschütten. Ich habe ihn davon abgehalten, in das Haus zu gehen, und habe Ihnen dadurch Überraschung und Schrecken erspart – falls John Minute zu Hause gewesen wäre.«

Der junge Mann biß sich auf die Lippe.

»Das ist allerdings fatal. Der Mensch war in der letzten Zeit sehr aufsässig, ja geradezu unverschämt. Ich weiß auch, daß er sich nach einer anderen Stellung umgesehen hat. Was haben Sie ihm denn gesagt?«

»Daß er nächsten Mittwoch wiederkommen soll. Ich dachte, in der Zwischenzeit würde es Ihnen gelingen, die Sache zu arrangieren.«

Er streckte die Hand aus, und der andere verstand. Er faßte in die Tasche und gab ihm vier Fünfpfundnoten.

»Damit kann ich gerade mein Taxi bezahlen«, sagte Crawley wegwerfend.

Als der Besucher gegangen war, stieg der junge Mann die Treppe hinauf. Er fand seine Frau im Schlafzimmer, wo er sie verlassen hatte.

»Mach, daß du hinauskommst«, sagte er grob. »Ich brauche den Raum für mich.«

Sie gehorchte schweigend.

Er schloß die Tür hinter ihr, stellte eine Ledertasche auf das Bett, öffnete sie und holte einen kleinen japanischen Kasten heraus. Aus diesem nahm er einen Glasmörser mit Stampfer, sechs Röhrchen, eine Spritze und eine kleine Spirituslampe. Dann legte er zwei Zigaretten aus seinem Etui sorgfältig auf den Frisiertisch und war fast eine Stunde lang eifrig tätig.

Die junge Frau war in das kalte Speisezimmer hinuntergegangen, hatte sich dort in einen Stuhl gekauert und weinte leise vor sich hin.

3

Auf dem Gehsteig am Gray Square in Bloomsbury lag ein Mann, und eine kleine Gruppe von Leuten stand um ihn herum.

Es war ein warmer Sommerabend, und da die dortige Gegend gegen acht Uhr ziemlich verlassen ist, hatte sich keine große Menschenmenge angesammelt.

Der junge Mann, der tot auf der Straße lag, gehörte offenbar zu den besseren Dienstboten. Der Tod, der die Züge der Menschen sonst verklärt und entspannt, hatte seinen mildernden Einfluß hier nicht ausgeübt. Die Lippen des Mannes waren ärgerlich zusammengekniffen, und das glattrasierte, lange Kinn hing nach unten; die abstehenden Ohren wirkten geradezu grotesk.

Ein Polizist stand neben dem Toten und wartete auf die Ankunft des Krankenautos. Einsilbig und gemessen beantwortete er die Fragen der Neugierigen.

Zehn Minuten vor der Ankunft des Ambulanzwagens erschien ein Mann in mittleren Jahren auf der Bildfläche.

Er hatte einen Backen- und Schnurrbart und trug einen graugesprenkelten Anzug nach Art der Leute vom Lande, die für einen Tag nach London kommen. Seine neue Golfmütze saß etwas schief auf dem Kopf, und quer über seiner Weste hing eine große, schwere Uhrkette mit einigen Silbermünzen. Trotz seines ländlichen Aussehens bewegte er sich aber sicher und trat entschlossen und energisch auf. Er bahnte sich einen Weg durch die Umherstehenden und hielt den mißbilligenden Blick des Polizisten ruhig aus.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Kollege?« fragte er und stellte sich dann als Polizist Wiseman aus Sussex vor.

Der andere Beamte taute nun auf.

»Danke. Nachher können Sie mir helfen, den Mann in den Krankenwagen zu bringen.«

»Ist er ohnmächtig?«

Der Polizist schüttelte den Kopf.

»Es wurde beobachtet, daß er schwankte und dann umfiel. Als ich kam, war er schon tot. Wahrscheinlich Herzschlag.«

»Ach so!« Wiseman betrachtete den Mann mit einem sachkundigen Blick und erzählte dann von den Erfahrungen, die er selbst in ähnlichen Fällen gemacht hatte. Er war stolz auf seine Erlebnisse und schien sich zum Teil für diese Begebenheiten verantwortlich zu fühlen.

Auf der anderen Seite des Platzes gingen ein junger Mann und ein junges Mädchen langsam vorüber. Er war groß, blond und hübsch, zog aber das Interesse der Leute noch mehr auf sich, weil auch seine Begleiterin durch ihre Schönheit auffiel. An der Ecke der Tabor Street erregte ein kleiner, untersetzter Mann ihre Aufmerksamkeit, der mit geradezu starrem Blick nach der Unglücksstelle hinübersah. Erst dadurch kam ihnen zum Bewußtsein, daß auf der anderen Seite des Platzes etwas passiert sein mußte.

Der kleine Herr trug einen schlechtsitzenden Cut. Seine Hose war zu lang und warf Falten über den Schuhen. Den Zylinder hatte er ins Genick geschoben.

»Eine merkwürdige Erscheinung«, sagte Frank Merril.

May Nuttall lächelte.

Der Mann wandte sich um, als sie näher kamen. Sein sommersprossiges, glattrasiertes Gesicht sah sonderbar alt aus, und die große Goldbrille, über die er hinwegschaute, gab ihm ein noch seltsameres Aussehen. Er runzelte die Stirn und betrachtete die beiden jungen Leute.

»Drüben ist ein Unglück passiert«, erklärte er dann ohne weitere Einleitung.

»Ja, es sieht so aus«, entgegnete Frank Merrill höflich.

»Am Gray Square hat sich schon verschiedenes ereignet«, sagte der Alte nachdenklich. »1903 stürzte das Eckhaus ein, das dort drüben stand – vierzehn Leute fanden den Tod. Vier blieben lebenslänglich Krüppel, drei kamen mit leichteren Verletzungen davon.« Er sprach so ruhig, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre, solche Informationen zu geben.

»Ein anderes Unglück geschah am 15. Oktober 1909, als hier zwei Wagen zusammenstießen und ein Kutscher getötet wurde. Es war ein gewisser Samuel Green. Er wohnte Portington Mews Nr. 14 und hinterließ eine Frau und neun Kinder.«

May sah den alten Mann erstaunt und etwas furchtsam an, aber Frank Merrill lachte.

»Sie haben aber ein ausgezeichnetes Gedächtnis für derartige Dinge. Wohnen Sie denn hier in der Gegend?«

»O nein.« Der kleine Mann schüttelte heftig den Kopf und schwieg einen Augenblick. »Ich glaube, es ist besser«, sagte er dann plötzlich, »wenn wir einmal hinübergehen und uns umschauen, was los ist.«

Es berührte Frank etwas sonderbar, daß sich dieser Fremde mit solcher Selbstverständlichkeit zu ihrem Führer aufwarf.

»Hast du etwas dagegen?« wandte er sich an May.

Sie verneinte, und die drei überquerten den Platz. Als der Krankenwagen ankam, erreichten sie die Gruppe gerade. Zu Merrills größtem Erstaunen grüßte der Polizist den kleinen Mann, den sie begleitet hatten.

»Ich fürchte, es ist nichts mehr zu machen. Er ist tot.«

»Ja, das sehe ich auch«, sagte der merkwürdige Herr. Er bückte sich, schlug den Rock des Mannes zurück und durchsuchte die inneren Taschen. Aber er fand nichts – sie waren leer. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit setzte er seine Nachforschungen fort, und Frank Merrill wunderte sich,

daß der Polizist ihn nicht daran hinderte. Schließlich zog der sonderbare Mann einen zusammengefalteten Zeitungsausschnitt aus der linken oberen Westentasche des Toten.

»Aha, eine Annonce aus dem ›Daily Telegraph‹ – ich habe sie auch gelesen. Offenbar ist der Tote ein Diener, der auf dem Weg war, sich eine neue Stellung zu suchen. Sehen Sie, hier steht es: ›Bewerber wollen sich um halb neun im Holborn-Viadukt-Hotel melden.‹ Er muß plötzlich erkrankt sein. Ich weiß, wer die Annonce eingesetzt hat: ein gewisser Mr. T. Burton, der eine Gummiplantage in Penang besitzt. Er hat die Tochter des Pfarrers George Smith von Scarborough zur Frau und vier Kinder. Eine Tochter ist in Winchester verheiratet – hm!«

Er kniff die Lippen zusammen und sah auf den Toten nieder. Plötzlich wandte er sich an Mr. Merril.

»Kennen Sie diesen Mann?«

Frank schaute ihn verblüfft an.

»Nein. Wie kommen Sie denn zu dieser Frage?«

»Sie sahen ihn so merkwürdig an, und dadurch bin ich aufmerksam geworden. Sie haben nämlich nicht sein Gesicht betrachtet, und Leute, die Verunglückten oder Toten unter solchen Umständen nicht ins Gesicht sehen, kennen die Betreffenden gewöhnlich.«

»Sonderbarerweise ist jemand hier, den ich kenne«, entgegnete Frank lächelnd und warf dem Polizisten Wiseman einen Blick zu.

Der Beamte legte sofort die Hand an die Kappe, obwohl er in Zivil war.

»Ja, ich habe Sie gleich wiedererkannt. In Weald Lodge habe ich Sie früher oft gesehen.«

Die Unterhaltung brach ab, da der Tote auf eine Tragbahre gelegt und in das Krankenauto gebracht wurde. Die Leute sahen dem weißen Wagen nach, bis er verschwand, dann zerstreuten

sie sich allmählich.

Polizist Wiseman verabschiedete sich von seinem Kollegen und trat dann etwas verlegen zu Frank.

»Sie sind doch der Neffe von Mr. Minute?« fragte er.

»Ja, ganz recht.«

»Ich habe Sie öfter im Hause Ihres Onkels getroffen.«

»Wie heißt denn Ihr Onkel?« mischte sich der kleine Mann mit verblüffender Selbstverständlichkeit wieder in die Unterhaltung. Er schien es als sein gutes Recht zu betrachten, die Leute nach seinem Gutdünken auszufragen.

Frank Merrill lachte.

»Mr. John Minute. Vielleicht kennen Sie den auch?«

»O ja. Mr. Minute gehört zu den ersten, die in Rhodesien eine Konzession erhielten und durch den Verkauf von Schürfrechten auf den Goldfeldern ein Vermögen erwarben. Es stellte sich dann später heraus, daß sie keinen besonderen Wert hatten. 1911 klagte man ihn in Salisbury wegen der Ermordung zweier Mashona- Häuptlinge an, er wurde aber freigesprochen. Während einer Hausse hatte er wieder große pekuniäre Erfolge. Vor einiger Zeit kam er nach England zurück und kaufte ein Landgut zwischen Polegate und Eastbourne. Er hat einen Neffen, der einmal sein Vermögen erben wird. Ein gewisser Frank Merrill, Sohn des verstorbenen Dr. Henry Merrill. Der junge Mann ist bei der Western-Counties-Bank in London tätig. Er –«

Frank sah ihn bestürzt und verwirrt an.

»Woher kennen Sie denn meinen Onkel?«

»Ich bin ihm noch nie in meinem Leben begegnet«, erwiderte der kleine Mann kurz und nahm den Zylinder ab. »Guten Abend«, grüßte er dann und ging schnell davon.

Der uniformierte Polizist schaute Frank würdevoll an.

»Kennen Sie diesen Herrn?« wandte sich Mr. Merrill an ihn.

Der Beamte lächelte.

»Natürlich. Das ist Mr. Mann! In Scotland Yard heißt er nur der Mann, der alles weiß!«

»Also ein Kriminalbeamter?«

Der Polizist schüttelte den Kopf.

»Das nicht, aber soviel ich davon verstehe, hilft er dem Polizeipräsidenten und der Regierung öfters bei der Aufklärung schwieriger Fälle. Wir haben strikten Befehl, ihn niemals zu behindern und ihm keine Nachricht vorzuenthalten, wenn er danach fragt.«

»Der Mann, der alles weiß...«, wiederholte Frank und runzelte die Stirn. »Wirklich, eine merkwürdige Persönlichkeit! Was weiß er denn eigentlich?«

»Eben alles«, erklärte der Beamte kurz und bündig.

Ein paar Minuten später waren Frank und seine Begleiterin wieder auf dem Weg nach Holborn.

»Du scheinst sehr deprimiert zu sein«, sagte May.

»Ich muß immer noch an diesen Mr. Mann denken. Das ist ja geradezu phantastisch! Ich möchte nur wissen, woher er die Vergangenheit meines Onkels kennt.« Aber dann zuckte er die Schultern. »Es ist leider kein besonders vergnügter Abend für dich. Ich habe dich nicht ausgeführt, damit du Zeugin von Unglücksfällen sein solltest.«

»Frank«, rief sie plötzlich, »das Gesicht des Mannes, der auf der Straße lag, kam mir so bekannt vor –«

Sie schauderte und brach ab.

»Ich hatte auch den Eindruck, daß ich ihn kennen müßte«, entgegnete er nachdenklich.

»Ist er nicht ungefähr zwanzig Minuten vorher an uns vorbeigekommen?«

»Das ist möglich, ich besinne mich allerdings nicht darauf.

Meine Erinnerung geht weiter zurück. Wo kann ich ihn nur gesehen haben?«

»Wir wollen über etwas anderes sprechen«, erwiderte sie schnell. »Ich habe auch nicht mehr viel Zeit. Was soll ich denn nun mit deinem Onkel machen?«

Er lachte.

»Ich weiß selbst kaum, was ich dir vorschlagen könnte. Ich habe ihn sehr gern, und es tut mir leid, wenn ich seinen Wünschen zuwiderhandeln muß. Aber ich kann ihm unter keinen Umständen gestatten, daß er sich in meine Liebesangelegenheiten einmischt. Ich wünschte, du hättest ihn niemals getroffen.«

»Das hat aber doch gar keinen Zweck, Frank. Du weißt ganz genau, daß ich ihn schon kannte, bevor ich dich traf. Wenn dein Onkel nicht gewesen wäre, hätten wir uns niemals kennengelernt.«

»Erzähle mir noch einmal, was wirklich passiert ist«, sagte er und sah nach der Uhr. »Wir müssen aber zum Victoria-Bahnhof fahren, damit ich meinen Zug erreiche.«

Er rief ein Taxi an, und auf dem Weg zum Bahnhof berichtete sie ihm, was vorgefallen war.

»Er war, wie immer, sehr nett zu mir und sagte wirklich nichts Schlechtes über dich. Nur hält er dich nicht für den richtigen Mann für mich, und deshalb soll ich dich nicht heiraten. Auf der anderen Seite lobte er Jasper und erklärte, daß der alle Tugenden und Eigenschaften besitze, die mich glücklich machen würden.«

Frank runzelte die Stirn.

»Jasper ist ein geschickter, aber intriganter Bursche«, erwiderte er böse.

Sie legte die Hand auf seinen Arm.

»Bitte, rege dich deshalb nicht auf. Jasper hat doch gar nichts zu mir gesagt, er war nur immer sehr höflich und freundlich zu

mir.«

»Ich weiß, wie aalglatt er sein kann«, brummte Frank. »Er ist einer von diesen schlaunen, diplomatischen Menschen, die man niemals fassen kann. Er hat es verstanden, sich das Vertrauen meines Onkels zu erschleichen, und steht ihm fast so nahe wie ein Sohn, und dabei ist er doch nur sein Sekretär —«

»Er hat sich eben unentbehrlich gemacht. Das ist der Weg, auf dem man gewöhnlich reich wird.«

Seine Stirn glättete sich wieder, und er lachte.

»Du sprichst ja fast wie ein Philosoph. Was hast du denn dem Onkel gesagt?«

»Daß ich seinen Rat wohl kaum annehmen könnte, da ich Jasper nicht genügend liebte und Mr. Cole wohl auch nicht die nötige Zuneigung zu mir hätte. Du weißt, wieviel ich Onkel John verdanke, Frank. Seitdem mein Vater tot ist, hat sich Onkel John meiner angenommen. Er hat wirklich wie ein zweiter Vater für mich gesorgt. Ich muß auf das eingehen, was er mir sagt.«

Frank nickte.

»Ich sehe die Schwierigkeiten natürlich ein. Aber hier sind wir am Bahnhof angekommen.«

May begleitete ihn auf den Bahnsteig. Als der Zug anfuhr, winkte sie und sah den aus der Halle rollenden Wagen nach, bis sie verschwunden waren. Dann kehrte sie zu der hübschen Wohnung zurück, die John Minute ihr eingerichtet hatte.

Ihr Leben war bis jetzt ruhig und glücklich verlaufen. Sie kannte keine Geldsorgen und konnte sich ganz ihrer Lieblingsbeschäftigung widmen. Sie war die Vorsitzende einer wohltätigen Gesellschaft, die sich um die Armen und Kranken im Osten Londons kümmerte. Auch diese Gesellschaft wurde von dem Millionär vollkommen finanziert.

May eignete sich sehr gut für ihre Tätigkeit. Sie war eine unermüdliche Arbeiterin und in der Gegend der Westindia-

Docks eine bekannte Erscheinung. Frank interessierte sich auch für ihre Arbeit, ohne sich jedoch in derselben Weise dafür zu begeistern wie sie. Er fürchtete, daß sie krank werden könnte, und hielt es eigentlich nicht für richtig, daß eine so schöne junge Dame in diesen verrufenen Gassen von Haus zu Haus ging. Aber nachdem er sie einmal auf einem ihrer Gänge im Osten begleitet hatte, war er davon überzeugt, daß ihre persönliche Sicherheit nicht gefährdet war.

Er beschwerte sich häufig darüber, daß sie sich mehr für die Wohlfahrtspflege als für ihn interessiere, und dazu hatte er wahrscheinlich auch Grund. Ihre freundschaftlichen Beziehungen hatten sich nur langsam entwickelt, denn May ging tatsächlich völlig in ihrer Tätigkeit auf.

Sie nahm ihre einfache Abendmahlzeit zu sich und fuhr dann zu dem Zentralbüro ihrer Gesellschaft in der Nähe der Albert Dock Road. Dreimal in der Woche machte sie abends Besuche bei den bedürftigen Familien. Viele Frauen und Mädchen in dieser Gegend arbeiteten tagsüber in Fabriken und konnten nur am Abend behandelt werden. Leute in besseren Vermögensverhältnissen konnten ja auch am Tag zum Arzt gehen und sich Spezialisten leisten. Bei den Abendausgängen wurden die Schwestern von Herren begleitet, die sich freiwillig zu diesem Kavaliersdienst meldeten.

Die Pflicht rief May Nuttall an diesem Abend nach Silvertown, in das Netzwerk der vielen kleinen Straßen östlich der Eisenbahn. Ihre Tätigkeit begann erst bei Einbruch der Dunkelheit und endete in der Nacht.

Die Hitze war drückend, und als May aus der letzten, übelriechenden Wohnung ins Freie trat, atmete sie erleichtert auf.

Sie ging zur nächsten Laterne und machte dort noch eine Eintragung in ihr Notizbuch.

»Acht Familien habe ich heute besuchen können«, sagte sie zu

ihrem Begleiter. »Steht noch jemand auf der Liste?«

»Nein.« Der junge Mann unterdrückte ein Gähnen.

»Ich fürchte, es ist nicht gerade sehr interessant für Sie, Mr. Thompson«, meinte sie liebenswürdig. »Mir selbst vergeht die Zeit natürlich sehr schnell, aber für Sie muß das Warten draußen sehr langweilig sein.«

»Ach, darauf kommt es nicht an. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, in diese schreckliche Gegend zu gehen und den armen Leuten zu helfen, dann ist es selbstverständlich, daß ich Sie ebenso gern begleite und auf Sie warte.«

Sie standen in dem kleinen Hof einer Sackgasse, die auf der einen Seite von einer hohen Mauer begrenzt wurde. Als May gerade ihr Notizbuch einsteckte, kam von der Hauptstraße her ein Herr in den Hof und ging schnell an ihnen vorüber. Eine Sekunde lang konnte sie jedoch sein Gesicht sehen, und aufs höchste erstaunt schaute sie ihm nach. Er verschwand am entgegengesetzten Ende in einem der dunklen Eingänge, und sie starrte auf die Tür, als ob sie ihren Augen nicht traute.

Das bleiche Gesicht und die große, schlanke Gestalt waren aber nicht zu verkennen. Sie hatte Jasper Cole, den Sekretär John Minutes, gesehen!

4

Mein lieber Frank, gestern abend war ich gegen elf in Silvers Rents und hatte gerade die letzten Patienten besucht, als ein Herr an mir vorüberging und in das vorletzte Haus der Gasse trat. Ich zweifle nicht im mindesten daran, daß es sich um Mr. Cole handelte. Ich sah sein Gesicht und erkannte ihn auch an dem merkwürdigen Spazierstock, den er immer benutzt.

Ich war so neugierig, daß ich die Sache näher untersuchte, und dabei stellte sich heraus, daß Mr. Cole häufig hierherkommt. Es weiß allerdings niemand, warum. Das letzte Haus der Gasse wird von zwei Familien bewohnt, die weiter nicht interessieren; das vorletzte steht leer. Nur ein Zimmer darin ist möbliert, und dieses benutzt Mr. Cole wahrscheinlich. Kein Mensch in der Gegend kennt ihn oder hat ihn jemals genauer gesehen. Anscheinend wird das große Zimmer, das im Erdgeschoß nach der Straße zu liegt, immer verschlossen gehalten. Eine Frau, die gegenüber wohnt, erzählte Mr. Thompson, daß der Herr hin und wieder komme und das Zimmer benütze. Sie sagte, er sei so geizig, daß er nicht einmal eine Aufwartefrau halte. Einmal hat sie beobachtet, wie er selbst das Zimmer ausfegte. Mr. Thompson kennst du ja – er begleitet mich gewöhnlich bei meinen Abendbesuchen. Das Zimmer soll sehr schlecht möbliert sein. Offenbar bleibt er niemals die Nacht dort.

Ist das nicht ungewöhnlich? Bitte, schreibe mir, was du darüber denkst...

Frank Merrill legte den Brief auf den Schreibtisch, zog den Tabaksbeutel aus der Tasche und stopfte bedächtig seine Pfeife. Auch er war aufs höchste erstaunt und fand keine Erklärung für diesen merkwürdigen Vorfall. Auf dem Weg zum Büro fiel ihm auch keine Lösung ein.

Er war Buchhalter in der Piccadilly-Filiale der Western-

Counties-Bank. Während der Arbeitszeit mußte er sich seiner Beschäftigung widmen, aber trotzdem dachte er an diesem Tag häufig an Cole und sein seltsames Auftauchen in einer so abgelegenen Gegend.

Er nahm gerade eine besondere Buchung vor, als der Direktor ihn zu sich rufen ließ. Frank Merrill gehörte zwar nicht zu den leitenden Herren der Bank, aber er hatte trotzdem eine außergewöhnliche Stellung, so daß die Direktion mehr Rücksicht auf ihn nehmen mußte als auf die anderen Angestellten. Sein Onkel war an der Bank beteiligt, und man glaubte allgemein, daß Frank die Interessen Mr. Minutes wahrnehmen und sich in die Verwaltung des Vermögens einarbeiten solle, das er eines Tages von dem Millionär erben würde.

Der Direktor nickte liebenswürdig, als Frank eintrat.

»Guten Morgen, Mr. Merrill«, sagte er. »Ich möchte mit Ihnen über das Konto von Mr. Holland sprechen. Sie sagten mir, daß er gestern hier war.«

»Ja, er kam während der Tischzeit.«

»Ich wünschte nur, daß ich auch zugegen gewesen wäre«, entgegnete Mr. Brandon nachdenklich. »Zu gern hätte ich ihn einmal persönlich kennengelernt.«

»Stimmt etwas mit seinem Konto nicht?«

»Ach nein«, erwiderte der Direktor mit einem Lächeln. »Es steht eine sehr große Summe zu seinen Gunsten in den Büchern, ja sein Guthaben ist sogar zu groß für uns. Sie müssen ihn aufsuchen und ihn überreden, daß er uns einen bedeutenden Teil des Geldes auf längere Zeit fest ins Depot gibt. Die Direktion liebt es nicht, daß wir so große offene Konten führen, die jeden Augenblick zurückgezogen werden können. Wir sind dadurch gezwungen, verhältnismäßig viel bares Geld in der Kasse zu halten, und das ist sehr unangenehm.

Persönlich ist es mir überhaupt nicht lieb, wie sich das

Geschäft in unserer Kasse abspielt. Da unser Hauptbüro in Plymouth liegt, bin ich nach den besonderen Vorschriften unserer Bank gezwungen, immer so viel Geld flüssig zu halten, daß ich die offenen Konten jeden Augenblick auszahlen kann. Und da ist besonders auch Ihr Onkel ein sehr schwieriges Kapitel. Sehen Sie einmal her!«

Er schob Frank ein kleines Formular über den Tisch zu.

»Hier ist ein offener Scheck über sechzigtausend Pfund, der eben vorgelegt wurde. Es ist eine Summe für die Schlußabrechnung eines Aktienkaufs, zahlbar an die Vereinigte Minengesellschaft. Ich möchte nur wissen, warum die keinen Verrechnungsscheck bekommen können!«

Frank sah auf die Unterschrift und lächelte.

»Mein Onkel muß eben seinen Ruf wahren«, sagte er dann in guter Laune. »Überall nennt man ihn den Bargeld- Minute, und das hat auch seinen guten Grund.«

Mr. Brandon verzog das Gesicht.

»Dergleichen mag ja in Südafrika angebracht sein: in einem der größten Finanzzentren der Welt grenzen solche GeschäftsUsancen an Wahnsinn. Aber bitte sagen Sie Ihrem Onkel das nicht direkt.«

»Nein, das werde ich nie tun«, erwiderte Frank. »Aber Sie müssen auch auf die Vergangenheit Mr. Minutes Rücksicht nehmen.«

»Ganz gewiß. Nur sind mir solche Praktiken sehr unangenehm. Aber ich habe Sie nicht hergerufen, um über solche Dinge mit Ihnen zu sprechen.« Er griff nach einem Paß, der vor ihm lag, und schlug ihn auf. »Mr. Rex Holland«, las er. »Wie Sie wissen, hat dieser Herr hier ein Konto eröffnet, als ich nicht zugegen war.«

»Das weiß ich sehr gut, denn ich habe ihn ja damals selbst abgefertigt.«

»Was ist das eigentlich für ein Mann?«

»Ich kann Persönlichkeiten nicht gut beschreiben, aber ich halte ihn für einen typischen jungen Mann aus der Großstadt. Er kümmert sich nur wenig um Dinge, die ihn nicht direkt berühren. Seine Welt beginnt bei Hyde Park Corner –«

»Und endet beim Hippodrom«, unterbrach ihn der Direktor.

»Das wird wohl ungefähr stimmen«, bestätigte Frank. »Er scheint ein vernünftiger und in mancher Beziehung auch begabter Mensch zu sein, wenn er auch nicht viel von finanziellen Angelegenheiten versteht. Außerdem brachte er sehr gute Referenzen. Was soll ich denn in seiner Sache unternehmen?«

Brandon lehnte sich in seinen Sessel zurück.

»Vielleicht wäre es ganz gut, wenn Sie ihn heute nachmittag besuchten und mit ihm abmachen, daß er uns den größten Teil seines Geldes als festes Depot überläßt. Wir zahlen ihm natürlich die üblichen Zinsen und gewähren ihm dieselben Vorteile wie die anderen Banken. Sie können ihm ja auch erklären, daß er sein Geld nach fristgemäßer Kündigung jederzeit zurückerhalten kann. Wollen Sie das übernehmen?«

»Natürlich«, entgegnete Frank bereitwillig. »Ich werde ihn noch heute nachmittag besuchen. Wie ist doch gleich seine Adresse? Ich habe sie vergessen.«

»Albemarle Chambers, Knightsbridge. Vielleicht ist er in der Stadt.«

»Und wie hoch ist sein Guthaben?«

»Siebenunddreißigtausend Pfund. Da er keine Minenaktien kauft, sehe ich nicht ein, warum er das ganze Geld auf einem offenen Konto stehenläßt. Wir können ihm ja die Genehmigung geben, sein laufendes Konto im Hinblick auf das feste Depot um eine große Summe zu überziehen. Ich schlage vor, daß er dreißigtausend fest bei uns anlegt, dann bleiben ihm immer noch

siebentausend für das laufende Konto. – Übrigens schickt Ihr Onkel heute nachmittag seinen Sekretär, damit er sein Konto prüft.«

»Was, Cole kommt hierher?« fragte Frank schnell. »Donnerwetter, das ist aber merkwürdig.« Er stand dicht neben dem Schreibtisch seines Vorgesetzten und sah Brandon vergnügt an. »Ich muß ihn etwas fragen«, sagte er dann langsam. »Wann erwarten Sie ihn denn?«

»Ungefähr um vier.«

»Nach Schalterschluß?«

Der Direktor nickte.

»Mein Onkel hat doch eine sonderbare Art, seine Geschäfte zu führen«, meinte Frank nach einer Pause. »Dann muß ich wohl auch so lange hierbleiben wie er?«

»Nein, das ist nicht notwendig. Mr. Cole ist doch einer unserer Direktoren.«

Frank war jetzt mit Recht erstaunt.

»Seit wann denn?«

»Seit vorigem Montag. Ich dachte, ich hätte es Ihnen schon mitgeteilt. Wenn Ihr Onkel es Ihnen aber nicht selbst gesagt hat, dann wissen Sie es ihm gegenüber besser nicht«, fügte Brandon eilig hinzu.

»Sie können sich auf meine Verschwiegenheit verlassen«, erklärte Frank, der sich über die Ängstlichkeit des Direktors amüsierte. »Sie sind immer sehr freundlich zu mir gewesen, das erkenne ich vollkommen an.«

Mr. Brandon dankte mit einem kleinen Kopfnicken für das Kompliment.

»Mr. Cole ist ja auch der Bevollmächtigte Ihres Onkels. Sie wissen, daß Mr. Minute niemals an Aufsichtsratssitzungen teilnimmt, wenn er es irgendwie einrichten kann. Seitdem er Teilhaber bei uns geworden ist, habe ich ihn noch nie bei einer

Sitzung gesehen, höchstens hat er sich einmal durch seinen Rechtsanwalt vertreten lassen. Meiner Meinung nach kommt Mr. Cole heute hierher, um einmal den Stand unserer Kasse zu revidieren und das Konto Ihres Onkels nachzuprüfen. Soweit ich ihn kenne, ist er ein tüchtiger Geschäftsmann.«

Frank lächelte bitter.

»Ja, ein ausgezeichneter Geschäftsmann«, bemerkte er trocken. »Er ist eigentlich Wissenschaftler, hat sich aber trotzdem zu einem erstklassigen Kaufmann entwickelt.«

»Sie scheinen ihn ja nicht gerade zu lieben!«

»Ich habe keine Veranlassung dazu, aber vielleicht bin ich auch von Haus aus etwas argwöhnisch. Er ist nicht der Typ eines Mannes, der mir gefällt. Wenn man meinen Onkel hört, dann besitzt Jasper allerdings alle Vorzüge und arbeitet Tag und Nacht sklavisch für seinen Chef. O ja, ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Das sei sehr lobenswert für einen jungen Mann und so weiter. Darin gebe ich Ihnen völlig recht. Aber es kommt mir doch etwas sonderbar vor. Ich glaube kaum, daß jemand so intensiv und hart arbeitet und sich mehr für seinen Beruf interessiert als ich, und doch treibe ich die Sache nicht so weit, daß ich nach den Geschäftsstunden noch im Büro sitzenbleibe.«

Mr. Brandon erhob sich.

»Sie haben sich allerdings sehr gut eingearbeitet«, meinte er zufrieden. »Also, dann bleibt es dabei, daß Sie zu Mr. Rex Holland gehen.«

»Gewiß«, entgegnete Frank und ging nachdenklich zu seinem Schreibtisch zurück.

Pünktlich um vier, als der Portier gerade die Tür zuschließen wollte, trat Jasper Cole ein. Er war, wie immer, gut gekleidet und hatte den schlangenartig gedrehten Spazierstock über den Arm gehängt.

Lächelnd winkte er Frank zu.

»Hallo«, sagte Merrill leichthin und reichte ihm die Hand.
»Wie geht es dem Onkel?«

»Ausgezeichnet. Natürlich ist er immer etwas aufgereggt und ärgert sich über dies und jenes, aber das hat er sich so angewöhnt, daß man ihn gar nicht mehr anders kennt.«

»Ist etwas Besonderes los?« fragte Frank interessiert.

Jasper zuckte die Schultern.

»Sie kennen ihn ja viel besser als ich, denn Sie waren länger bei ihm. In letzter Zeit wird er sehr argwöhnisch und hält jeden Menschen, der in seine Nähe kommt, für einen Spion oder einen Feind. Das ist natürlich ein schlechtes Zeichen, aber vielleicht ist er nur etwas überarbeitet.«

Jasper sprach mit einnehmender Liebenswürdigkeit, und er besaß eine wohl lautende, sympathische Stimme. Aber seine Sprechweise hatte etwas von dem nasalen Ton der Leute, die in Oxford studiert haben, und Frank ärgerte sich jedesmal darüber. Und doch mußte er sich sagen, daß er keinen Grund hatte, Jasper Cole böse zu sein.

»Ich hörte, daß Sie die Bücher prüfen wollen?« Frank lehnte sich über den Schalter und bot dem Besucher eine Zigarette an.

»Nein, das gerade nicht«, erwiderte Mr. Cole und bediente sich. »Ich habe nur einiges festzustellen. Übrigens hat Ihr Onkel einen Brief von einem Ihrer Freunde bekommen.«

»Wer ist denn das?«

»Ein gewisser Mr. Rex Holland.«

»Der ist kein Freund von mir, im Gegenteil, er macht mir in letzter Zeit sehr viel zu schaffen. Heute wollte ich ihn im Auftrag der Bank in seiner Wohnung in Knightsbridge besuchen, aber er war nicht zu Hause. Was hat er denn geschrieben?«

»Ach, er interessierte sich für irgendwelche wohltätige Bestrebungen. Ich habe vergessen, um was es sich eigentlich

handelte.«

»Warum nennen Sie ihn denn meinen Freund?« fragte Frank und sah Jasper scharf an.

Mr. Cole war schon auf dem Weg zum Büro des Direktors und wandte sich noch einmal um.

»Ach, das war nur ein Scherz. Ich hatte zufällig gehört, daß Sie früher seinen Namen erwähnt haben. Ich kenne den Mann selbst nicht.«

»Waren Sie übrigens gestern abend in der Stadt?« fragte Frank plötzlich.

Mr. Cole warf ihm schnell einen prüfenden Blick zu.

»Wieso?«

»Waren Sie nicht in der Nähe der Victoria-Docks?«

»Das ist aber eine merkwürdige Frage«, erwiderte Jasper mit einem undurchdringlichen Lächeln, drehte sich um und ging zur Tür; wo Mr. Brandon auf ihn wartete.

Frank beendete seine Arbeit um halb sechs und ließ Jasper mit einem jüngeren Angestellten in den Büros zurück. Die beiden kontrollierten die Konten und Depots. Um sieben ging auch der junge Mann fort, so daß Jasper allein blieb.

Brandon war Junggeselle und bewohnte das obere Stockwerk des Hauses. Von Zeit zu Zeit kam er mit der Pfeife im Mund herunter und sah sich um. Als er um halb zwölf hereinkam, war Cole gerade im Begriff, das letzte Bankbuch in den Privatsafe Mr. Minutes zurückzustellen.

»Es ist schon sehr spät«, meinte der Direktor, »und Sie haben noch nicht zu Abend gegessen.«

»Das macht mir nichts aus«, entgegnete Jasper lachend.

»Na, da sind Sie ja noch ein glücklicher junger Mann!«

Als Jasper Cole auf die Straße trat, rief er ein vorüberfahrendes Taxi an.

»Zum Charing- Cross- Bahnhof!«

An seinem Ziel stieg er aus, ging aber nach einiger Zeit zum Stand zurück und winkte ein anderes Mietauto heran.

»Victoria Dock Road«, sagte er leise.

5

May Nuttall dachte eigentlich mit etwas gemischten Gefühlen an Frank. Sie hatte ihn gern, aber es war ihr unangenehm, seine Überlegenheit anerkennen zu müssen, da sie es nicht liebte, von anderen Menschen abhängig zu sein. Nun werden Frauen, die sich lange überlegen müssen, ob sie einen Mann lieben oder nicht, von ihren Zweifeln gewöhnlich durch die Entdeckung befreit, daß sie sich zu einem anderen Mann noch mehr hingezogen fühlen. Frank war ihr sympathisch, und sie hatte als Zeichen ihrer Zuneigung sogar einen kleinen Goldreif von ihm angenommen. Wenn sie sich dadurch auch nicht direkt verlobt hatte, so waren sie sich doch bedeutend nähergekommen und standen in bestem Einvernehmen miteinander. Und doch alarmierte sie der Gedanke an eine baldige Heirat. Freilich war sie erst einundzwanzig und noch nicht so erfahren und abgeklärt, daß sie genau wußte, was sie wollte.

Sie saß beim Frühstück und grübelte über das Problem nach. Als sie Jasper Cole und Frank Merrill miteinander verglich, fand sie zu ihrem nicht geringen Unbehagen, daß sie sich eigentlich mehr zu Jasper Cole hingezogen fühlte.

Plötzlich erinnerte sie sich an einen Ausspruch Franks, der ihr jetzt beinahe prophetisch erschien. »Jasper ist eine faszinierende Persönlichkeit« hatte Frank gesagt, »das will ich durchaus nicht abstreiten. Auch ich stehe unter seinem Einfluß und mag ihn gern, obwohl mir eine innere Stimme sagt, daß er mein schlimmster Feind auf der Welt ist.«

Wenn sie sich aber schon nicht über ihre Gefühle Frank gegenüber klarwerden konnte, so gelang ihr das noch weniger bei Jasper Cole. Es war etwas Unheimliches mit seiner Persönlichkeit verknüpft, und sie empfand fast eine geheime Angst vor ihm. Er hatte eine merkwürdige Gewalt über andere

Menschen und schien alle Leute beeinflussen zu können, die mit ihm in Berührung kamen. Sie dachte daran, wie oft sie mit dem festen Entschluß in die Bibliothek gegangen war, ein für allemal mit ihm zu brechen, weil er sich stets in ihre Angelegenheiten mischte. Seit ihrem sechzehnten Jahr führte sie ihrem ›Adoptivonkel‹ den Haushalt, aber Jasper äußerte zuweilen, daß man sparsamer wirtschaften müsse. Er hatte immer etwas zu beanstanden, so daß es manchmal zu ernststen Zusammenstößen zwischen ihnen kam. Einmal hatte sie sich mit Freunden zu einem Ausflug an die Küste verabredet, aber Jasper, der ihren abwesenden Onkel vertrat, hatte ihr verboten, an der Partie teilzunehmen. War es Zufall gewesen, daß Frank Merrill zu der Gesellschaft gehörte? Er hatte sich für diesen Nachmittag eigens freigenommen.

Jasper hatte aber tatsächlich seinen Willen durchgesetzt, ja er hatte sie sogar zu überzeugen gewußt, daß er recht und sie unrecht hatte. Als sie ihm sagte, daß er ihr die Teilnahme nur Franks wegen verböte, hatte er ihr das ausgeredet. Seiner Ansicht nach durfte sie nicht mitfahren, weil auch zwei Chansonetten vom Variete eingeladen waren.

May mußte an diesen Vorfall denken, als sie bei Tisch saß, und es kam ihr zum Bewußtsein, daß Jasper nie um Gründe verlegen war, wenn er etwas erreichen wollte. Merkwürdigerweise hatte er fast immer eine ihrer Meinung entgegengesetzte Anschauung.

Aber eins rechnete sie ihm hoch an: Er sprach niemals schlecht über Frank.

Sie wunderte sich, daß er sich in der verrufenen Gegend zeigte, in der sie ihn neulich gesehen hatte. Aber trotzdem betrachtete sie sein geheimnisvolles Erscheinen dort nicht als ein schlechtes Zeichen für seinen Charakter. Sie hielt es höchstens für exzentrisch und dachte kaum weiter darüber nach. Vielleicht war er in ähnlicher Weise wie sie selbst dort tätig. Weitere Neuigkeiten über ihn hatte sie von den Leuten, mit

denen sie in Berührung kam, nicht gehört.

Als sie das Frühstück halb beendet hatte, klingelte das Telefon. Am Apparat erkannte sie sofort die Stimme ihres Onkels.

»Hallo, was machst du denn in der Stadt?«

»Ich habe eine wichtige Verabredung«, erwiderte John Minute. »Aber ich wollte dich fragen, ob du um ein Uhr dreißig im Savoy- Hotel mit mir zu Mittag essen willst?«

Er wartete kaum auf ihre Antwort, denn er setzte ihre Einwilligung als selbstverständlich voraus.

Der Polizeipräsident legte das Buch auf den Tisch, das er aus dem Bücherregal genommen hatte, wandte sich um und lächelte seinen etwas verwunderten und nervösen Besucher merkwürdig an.

John Minute, der ihm am Schreibtisch gegenüber saß, trug einen Anzug von etwas auffallendem Muster, der allerdings ausgezeichnet saß.

Er war von mittlerer Größe und hatte ein ungewöhnliches Gesicht mit etwas groben Zügen, einer dicken Nase und unregelmäßigen Lippen. Das stark entwickelte Kinn zeugte davon, daß er sich durch ein schweres Leben durchgekämpft hatte. Seine blauen Augen hatten einen kalten Blick, sein graues Haar war nicht im mindesten gelichtet. Aus der Entfernung machte er den Eindruck eines gepflegten, kultivierten Menschen, in der Nähe wirkte sein rotes Gesicht aber eher abstoßend als anziehend.

»Sie sehen, Mr. Minute, daß wir in unseren Machtmitteln sehr beschränkt sind«, sagte Sir George liebenswürdig. »Persönlich würde ich Ihnen sehr gern helfen – nicht nur, weil es meine Pflicht ist, allen Leuten beizustehen, sondern ganz besonders, weil Sie meinen Sohn in Südafrika so freundlich unterstützt, haben. Die Empfehlungsbriefe, die Sie ihm mitgaben, waren von großem Vorteil für ihn.«

Der Sohn des Polizeipräsidenten war in Rhodesien und in Barotse- Land auf die Jagd gegangen und hatte zufällig bei einem Essen die Bekanntschaft des Millionärs gemacht.

»Aber die Macht von Scotland Yard hat ihre Grenzen«, fuhr Sir George bedauernd fort. »Es ist uns unmöglich, zu helfen, wenn nur Befürchtungen vorliegen. Wenn Sie dagegen tatsächlich bedroht werden, können wir Sie schützen. Solange Sie sich jedoch nur gefährdet glauben, würde unser Eingreifen nicht gerechtfertigt sein.«

John Minute bewegte sich unruhig in seinem Stuhl.

»Aber wozu haben wir denn dann eine Polizei?« fragte er ungeduldig. »Ich habe Feinde, Sir George! Um nichts mehr mit London zu tun zu haben, habe ich mir seinerzeit diesen ruhigen Landsitz gekauft, aber es tauchen alle möglichen Leute dort auf, um mich auszuspionieren. Neulich war ein junger Pfarrer mit einer Spendenliste für Jugendsport da. Er hält sich schon einen Monat in der Gegend auf und wohnt in einem kleinen Haus in der Nähe von Polegate. Warum ist der überhaupt nach Eastbourne gekommen?«

»Sicher verbringt er seinen Urlaub dort.«

»Nein«, entgegnete Mr. Minute abweisend. »Es muß etwas anderes dahinterstecken. Ich habe ihn beobachten lassen und erfahren, daß er eine Dame in einem Hotel besucht – das ist seine Verbündete. In der Öffentlichkeit zeigt er sich niemals mit ihr. Und dann ist da ein kleiner Hausierer, ein wandernder Glaser, der Fensterscheiben repariert. Niemand weiß etwas Genaueres über ihn. Er verdient nicht so viel, daß er seinen Lebensunterhalt davon bestreiten könnte, aber er treibt sich dauernd in der Umgebung von Weald Lodge herum. Dann diese Miss Paines, die sich als Gartenarchitektin ausgibt und auf meinem Grundstück dauernd neue Wege anlegen will. Ich habe sie ein für allemal fortgeschickt, aber sie bleibt immer in der Nachbarschaft.«

»Haben Sie die Sache der örtlichen Polizeibehörde gemeldet?«

Mr. Minute nickte.

»Und man weiß dort nichts Verdächtiges über die Leute?«

»Nicht das mindeste«, entgegnete Mr. Minute kurz.

»Dann ist auch nichts über sie bekannt, und es sind wahrscheinlich vollkommen harmlose Menschen, die auf die eine oder andere Weise ihren Unterhalt erwerben. Außerdem wird ein so reicher Mann wie Sie immer Leute anlocken, die ihm auf mehr oder weniger rechtmäßige Weise Geld aus der Tasche ziehen wollen. Das ist doch schließlich Erklärung genug.«

Sir George lehnte sich in seinen Sessel zurück, legte die Fingerspitzen zusammen und sah seinen Besucher nachdenklich an.

»Ich gebe außerordentlich ungern zu, daß jemand mehr weiß als die Polizei, aber da Sie sich so schwere Sorgen machen, möchte ich Sie doch mit einem Herrn in Verbindung bringen, der Sie wahrscheinlich beruhigen kann.«

Mr. Minute schaute plötzlich auf.

»Meinen Sie einen Polizeibeamten?«

»Nein, einen Privatdetektiv. Was uns unmöglich ist, kann er vielleicht für Sie tun. Haben Sie schon einmal von Saul Arthur Mann gehört? Da Sie so erstaunt sind, ist er Ihnen anscheinend unbekannt. Aber er ist schon seit langem ein guter Freund von uns, und wenn ich Ihnen diesen Herrn empfehle, erweise ich wahrscheinlich sowohl Ihnen wie ihm einen guten Dienst. Er ist kurzweg der Mann, der alles weiß.«

»Der Mann, der alles weiß?« wiederholte Mr. Minute skeptisch. »Was weiß er denn?«

»Das will ich Ihnen einmal zeigen.« Der Polizeipräsident griff zum Telefonhörer. »Wie heißt denn der Pfarrer, der mit der Sammelliste zu Ihnen kam?« fragte er, während er wählte.

»Reverend Vincent Lock.«

»Der Name des umherziehenden Glasermeisters ist Ihnen wohl nicht bekannt?«

Der Millionär schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nur, daß man ihn im Dorf ›Waxy‹ nennt.«

»Und die Dame hieß Miss Paines, soviel ich mich erinnere.« Sir George hatte die Namen auf einen Zettel geschrieben, während er sie wiederholte. »Nun wollen wir einmal sehen – hallo, ist dort Mr. Saul Arthur Mann? – Hier ist Sir George Füller. Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten, Mr. Mann. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, drei Namen zu notieren? Zunächst Reverend Vincent Lock, dann einen hausierenden Glaser, der unter dem Namen ›Waxy‹ bekannt ist, und schließlich eine gewisse Miss Paines – haben Sie alles aufgeschrieben? Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie uns Genaueres über die Leute mitteilen wollten.«

Mr. Minute erhob sich.

»Vielleicht lassen Sie mich später brieflich wissen, was Sie erfahren haben«, sagte er und reichte Sir George die Hand zum Abschied.

»Aber warum wollen Sie denn gerade jetzt gehen?« erwiderte der Polizeipräsident und lud ihn durch eine Handbewegung wieder zum Sitzen ein. »In ein paar Minuten erhalten Sie die Auskunft, die Sie wünschen.«

»Aber der Mann muß doch erst Nachforschungen anstellen und Erkundigungen einziehen«, entgegnete Mr. Minute verblüfft.

Sir George schüttelte den Kopf.

»Das ist ja das Merkwürdige, daß dieser Mann das nicht notwendig hat. Deshalb nennt man ihn doch auch den Mann, der alles weiß. Er ist einer der sonderbarsten Leute, die den Detektivberuf ausüben. Früher haben wir einmal versucht, ihn

für Scotland Yard zu gewinnen. Ich weiß nicht, ob die Regierung imstande gewesen wäre, das Gehalt zu zahlen, das er verlangt hätte. Auf jeden Fall hat er mir allerlei Unannehmlichkeiten erspart, indem er das Anerbieten rundweg abschlug.«

Im nächsten Augenblick klingelte das Telefon, und Sir George meldete sich. Mit seinem Bleistift notierte er, was er hörte.

»Ich danke Ihnen vielmals, Mr. Mann«, sagte er schließlich und legte den Hörer zurück. »Sehen Sie, Mr. Minute, hier sind Ihre Auskünfte. Reverend Vincent Lock hat eine Pfarrei in einer armen Landgemeinde in der Nähe von Manchester, und er interessiert sich sehr für die Jugendbewegung. Sein Bruder George Henry Lock führt eine unglückliche Ehe. Seine Frau hat ihn verlassen. Sie wohnt jetzt im Grand-Hotel in Eastbourne, und ihr Schwager besucht sie jeden Tag. Er gibt sich die größte Mühe, sie zur Rückkehr zu ihrem Mann zu bewegen. Damit wären also der Pfarrer und seine Verbündete erledigt. Miss Paines ist tatsächlich Gartenarchitektin. Sie hat allerdings schon zwei Prozesse wegen Bruchs von Heiratsversprechen angestrengt, und der eine ist sogar vor Gericht verhandelt worden. Zweifellos macht sie älteren Herren den Vorschlag, sie zu heiraten, und verklagt sie nachher. Nun wissen Sie, warum Miss Paines hinter Ihnen her ist. Ihr Freund Waxy hat in Wirklichkeit einen ganz anderen Namen – er heißt Thomas Cobbler und wurde schon dreimal wegen Raubes verurteilt.«

Der Präsident schaute mit vielsagendem Lächeln auf.

»Ich muß allerdings unserer eigenen Registratur Vorwürfe machen, weil sie sich nicht genügend um Waxy gekümmert hat. Nun ist also alles aufgeklärt. Ich werde dafür sorgen, daß Waxy Sie in Zukunft nicht mehr belästigt.«

»Aber nun erzählen Sie mir doch, wie der Mann das alles in so kurzer Zeit herausgebracht hat?«

Sir George zuckte die Schultern.

»Er weiß eben alles.«

An der Tür verabschiedete er sich von seinem Besucher.

»Wenn Sie in Zukunft wieder beunruhigt werden sollten, kann ich Ihnen nur den guten Rat geben, sich an Mr. Saul Arthur Mann zu wenden. Sein Büro liegt in der Backwell Street, und zwar in dem Haus, das früher der South American Stock Exchange gehörte. Sie haben mir nicht gesagt, warum Sie sich so große Sorgen machen. Mr. Mann brauchen Sie das erst gar nicht mitzuteilen.« Er zwinkerte Mr. Minute vielsagend zu.

»Warum denn nicht?« fragte der Millionär argwöhnisch.

»Weil er es bereits wissen wird!«

»Das ist ziemlich unmöglich«, brummte John Minute, ging die breite Treppe hinunter und stand bald darauf am Themse-Ufer.

Sein Erlebnis hatte ihn in größere Verwirrung versetzt, als er sich selbst eingestehen wollte. Am liebsten hätte er Mr. Saul Arthur Mann sofort aufgesucht, denn er war begierig, diesen ungewöhnlichen Menschen kennenzulernen. In gewisser Weise fürchtete er sich allerdings auch vor einem solchen Besuch. Aber plötzlich erinnerte er sich daran, daß er May zum Mittagessen eingeladen hatte, und es war schon fünf Minuten nach der festgesetzten Zeit.

Sie wartete in der großen Halle des Savoy-Hotels, und er begrüßte sie sehr liebenswürdig.

Was man auch immer über John Minute sagen mochte, auf keinen Fall konnte man ihn unaufrichtig nennen. In Rhodesien sprachen allerdings einige Leute sehr abfällig über ihn und nannten ihn den größten Dieb, weil er Ländereien als sein Eigentum ins Grundbuch hatte eintragen lassen, die er sich nur durch einen schlaun Trick angeeignet hatte. Man erzählte sich manche Geschichte über seine gut organisierten Reisen. Alle zwanzig Kilometer hatte er die Pferde gewechselt, die schon für ihn bereitgestellt waren. Auch sprach man viel über seine Spielleidenschaft. Manche große Farm hatte durch das

Umwenden einer Spielkarte einen neuen Besitzer gewonnen.

Viele der Gerüchte über ihn mochten übertrieben sein, aber alle Leute Rhodesiens waren sich darüber einig, daß John Minute unparteiisch und in gleicher Weise Freund und Feind ausgeplündert hatte. Er hatte sowohl das Vertrauen Lo' Bens als auch das der Gesellschaft selbst besessen und am Schluß beide betrogen. Alle wußten noch von dem schrecklichen Tag zu berichten, als die Goldsucher in Lo' Bens Gehöft eingeschlossen waren. John Minute war damals mit dem einzigen vorhandenen Gespann von Mauleseln entkommen und hatte seine Kameraden im Stich gelassen, ohne sich um ihr weiteres Schicksal zu kümmern.

Aber in gewisser Weise war er auch großzügig, ja gelegentlich sogar sehr freundlich und zartfühlend. In jungen Jahren schon hatte er sich verheiratet und seine Frau in die Wildnis mitgenommen. Die Leute erzählten sich noch hartnäckig die Geschichte, wie sie einen hübschen jungen Händler kennengelernt und mit ihm das Weite gesucht hatte. John Minute hatte die beiden über fünfhundert Kilometer durch feindliches Gebiet verfolgt, von den Viktoriafällen nach Charter, von Charter nach Marandalas, von Marandalas nach Massikassi. In Beira war er kurz nach ihnen eingetroffen und hatte noch das Schiff gesehen, das sie an der Küste entlang nach Kapstadt brachte. Später hatte er nie wieder geheiratet. Einige wollten wissen, daß seine frühere Frau an Malaria gestorben sei, aber im allgemeinen nahm man an, daß John Minute den Flüchtigen bis nach Maritzburg gefolgt sei, wo er sie erschossen und nachher eine siebenjährige Zuchthausstrafe dafür abgebußt haben sollte.

Über einen Mann, der reich, mächtig und wenig beliebt ist, den die meisten Leute hassen und fürchten, entwickeln sich gewöhnlich bald Legenden. Sie schießen aus dem Boden wie die Pilze in einem feuchten Grund. Manche Gerüchte entsprachen annähernd der Wahrheit, andere waren böswillig, aus der Luft gegriffene Verleumdungen.

John Minute kümmerte sich nicht darum. Er stellte nichts in Abrede, erklärte auch nichts und weigerte sich, gegen eine Zeitung in Kapstadt vorzugehen, die sich in der offensten Weise mit seiner Vergangenheit befaßt hatte.

May war die Freude seines Lebens, und er liebte sie über alles.

»Ich hatte heute in Scotland Yard eine merkwürdige Unterredung«, erzählte er ihr.

»Aber Onkel«, sagte sie vorwurfsvoll.

Er zuckte ungeduldig die Schultern.

»Mein Liebling, du weißt nicht, wie schlimm es in Eastbourne ist. Alle möglichen fremden Leute spionieren dort in der Gegend herum –« Er vollendete den Satz nicht.

»Worum drehte sich denn die Unterredung?« fragte sie, als er das Essen bestellt hatte.

»Hast du schon einmal von Mr. Saul Arthur Mann gehört?«

»Saul Arthur Mann?« wiederholte sie. »Ja, der Name kommt mir bekannt vor. Ich weiß allerdings im Augenblick nicht, wo ich ihn unterbringen soll.«

»Nun, wenn du ihn auch nicht kennst, so kennt er doch dich. Er kennt nämlich überhaupt jeden Menschen«, erwiderte er mit einem flüchtigen Lächeln, wie es nur selten auf seinen Zügen erschien.

»Ach so, jetzt erinnere ich mich – er ist der Mann, der alles weiß!«

Er sah sie überrascht an.

»Woher weißt du denn etwas von ihm?«

Sie erzählte ihm kurz von ihrem Erlebnis.

»Das ist ja ein ganz verrückter Kerl«, brummte er. »Ich hoffte schon, daß er mir helfen könnte.«

»Das kann er auch sicher«, entgegnete sie ernst. »Ein Mann von der Stellung des Polizeipräsidenten würde dergleichen nicht

sagen, wenn er nicht Grund dazu hätte.«

»Erzähle mir doch noch etwas mehr über ihn. Übrigens kann ich mich noch an die Verhandlung der Totenschau damals erinnern. Der Verstorbene war unbekannt und ist auch nicht identifiziert worden.«

Sie beschrieb ihre Begegnung mit Mr. Mann so gut wie möglich. Allerdings mußte sie vorsichtig sein, da sie ihr Zusammensein mit Frank nicht erwähnen wollte. Aber diese Mühe hätte sie sich sparen können.

»Ich nehme an, daß du nicht allein warst«, sagte er vorwurfsvoll. »Sicher war Frank in der Nähe.«

Sie lachte. »Ich traf ihn wirklich, aber es war reiner Zufall«, verteidigte sie sich.

»Selbstverständlich war es reiner Zufall, daß du ihn trafst«, wiederholte er etwas ironisch.

»Übrigens stand auch ein Mann bei den Leuten, der Frank kannte. Du kennst ihn sicher auch. Es war Polizist Wiseman.«

Er entfaltete seine Serviette, rührte mit dem Löffel in der Suppe und brummte etwas vor sich hin.

»Wiseman ist ein dummer Esel«, sagte er dann kurz. »Wenn der Mensch mit der Sache zu tun hatte, begreife ich vollkommen, daß der Tote unbekannt blieb und daß man seinen Namen nicht feststellen konnte. Ich kenne Wiseman sehr gut. Zweimal hat er mich schon angezeigt. Einmal, weil ich in meinem Garten öfters mit der Pistole geschossen habe, um Vagabunden eine Warnung und einen Denkart zu geben, und dann, weil mein Kamin rauchte. O ja, ich kenne den Polizisten Wiseman sehr genau! Ein naseweiser, verrückter Esel!«

Während des Essens blieb er schweigsam. Seine Gedanken beschäftigten sich vor allem mit der Persönlichkeit Saul Arthur Manns, der ihm Argwohn und Furcht einflößte. Es berührte ihn peinlich, wenn auch nur oberflächlich angedeutet wurde, daß

auch er verschiedene Geheimnisse in seinem Leben zu verbergen hatte. Wenn es sich wirklich so verhielt, wie der Polizeipräsident sagte, dann konnte er ja etwas erleben. Er faßte den festen Entschluß, den Mann, der alles wußte, noch am selben Nachmittag aufzusuchen und ihm gegenüberzutreten. Unbedingt mußte er erfahren, was dieser Mann von seiner Vergangenheit wußte.

John Minute rühmte sich allerdings, daß sein Leben ein offenes Buch sei, in dem jeder lesen könne, aber in seinem Innersten wußte er doch, daß es einen dunklen Punkt gab, den ihm die Welt niemals verzeihen würde. Nachdem er sich überlegt hatte, was er Mr. Mann alles sagen wollte, erinnerte er sich wieder an May, mit der er eine wichtige Angelegenheit besprechen wollte.

»Hast du dir eigentlich meinen Vorschlag noch einmal überlegt?« fragte er plötzlich.

Sie machte keinen Versuch, seiner Frage auszuweichen.

»Du meinst wegen Jasper Cole?«

Er nickte.

Sie schlug den Blick nieder und zeichnete mit der Fingerspitze eine Figur auf das Tischtuch.

»Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so denke ich im Augenblick überhaupt noch nicht recht ans Heiraten, und du kennst mich ja gut genug, um zu wissen, daß mich alles, was irgendwie nach Zwang aussieht, gegen Mr. Cole einnehmen muß.«

»Die eigentliche Wahrheit ist aber meiner Meinung nach, daß du in Frank verliebt bist.«

Sie lachte.

»Das stimmt nicht ganz. Ich habe ihn nur sehr gern, denn er ist ein lieber, netter, offener Mensch.«

Mr. Minute brummte.

»Ja, das ist er«, erklärte sie mit Nachdruck. »Aber verliebt bin ich wirklich nicht in ihn.«

»Hoffentlich läßt du dich nicht dadurch beeinflussen, daß er mein Erbe ist«, sagte er und sah sie scharf an.

Aber sie hielt seinen Blick ruhig aus.

»Wenn ich dich nicht kennen würde«, sagte sie lächelnd, »wäre ich jetzt beleidigt. Wirklich, mir ist es ganz gleich, ob Frank reich oder arm ist. Du hast viel zu gut für mich gesorgt, als daß es mir auch nur im geringsten auf Vermögensvorteile ankommen könnte.«

»Aber ich meinte die Sache mit Jasper tatsächlich ernst«, erwiderte er mit leisem Vorwurf.

»Warum liegt dir denn soviel daran?«

Er zögerte.

»Weil ich ihn kenne«, entgegnete er schließlich kurz. »Ich habe ihn auf hunderterlei verschiedene Weise erprobt, und es hat sich gezeigt, daß er immer zuverlässig ist. Ja, er ist mir geradezu unentbehrlich geworden, was ich von Frank niemals behaupten könnte. Sicher ist der Junge in seiner Art auch ein guter Charakter, aber er tut manches, was mir nicht sympathisch ist. Er interessiert sich auch zuviel für Sport und treibt sich gern herum.«

May mußte über die Worte ihres Onkels lachen.

»Ich möchte dir noch eine Mitteilung machen«, fuhr John Minute fort. »Deshalb habe ich dich heute hauptsächlich zum Essen eingeladen. Ich bin sehr reich, das weißt du. Ich habe Millionenvermögen erworben und wieder verloren. Aber ich habe noch genug, um meinen Erben große Werte zu hinterlassen, und dir vermache ich zweihunderttausend Pfund.«

Sie sah ihn erstaunt an.

»Aber Onkel!«

Er nickte.

»Es ist nicht der vierte Teil meines Vermögens. Aber dieses Geld macht dich unabhängig, wenn ich einmal nicht mehr am Leben sein sollte.«

Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und sah sie durchdringend an.

»Ich werde meine Ansicht darüber nicht mehr ändern. Du tust nichts, was ich nicht gern sehe – das weiß ich. Und selbst wenn du Frank heiraten würdest, sollst du deine zweihunderttausend Pfund erhalten, obwohl mir diese Ehe wirklich sehr unsympathisch wäre. Nur um eines möchte ich dich bitten, liebe May«, sagte er freundlicher, als es sonst seine Art war, »triff deine Entscheidung nicht vor Ende der nächsten vierzehn Tage.«

Er winkte einem Kellner, zahlte und brachte May zu einem Wagen.

»Nächste Woche bin ich wieder in der Stadt«, sagte er noch.

Er sah dem Auto nach, bis es im Verkehrsstrom auf dem Strand verschwand; dann rief er ein anderes Taxi an und fuhr zu Mr. Saul Arthur Mann.

6

In der Backwell Street in der City von London steht ein prachtvolles Gebäude, das früher einmal Sitz der South American Stock Exchange war. Der Zusammenbruch dieser bedeutenden Börsenmaklerfirma traf viele Tausende schwer. Die goldenen Aufschriften an den Fenstern waren längst verschwunden, und das große Messingschild der Gesellschaft war jetzt durch eine kleine, unscheinbare Tafel ersetzt.

SAUL ARTHUR MANN konnte man auf ihr lesen.

Nur wenige wußten, welchen Beruf Mr. Mann eigentlich hatte. Er beschäftigte viele Angestellte. In seinen Büroräumen standen große Regale, und seine Registratur war umfangreicher als die der drei größten Firmen in der City zusammengenommen. Er bekam ungewöhnlich viele Briefe und Postsendungen, und er hielt sich wie seine Angestellten genau an die Bürostunden.

Seine Karriere war wohlbekannt. Als Sekretär eines Börsenmaklers hatte er leidenschaftlich Zeitungsausschnitte gesammelt, die sich auf politische, geographische und meteorologische Daten der Gegenden bezogen, an denen die großen Aktiengesellschaften interessiert waren. Und nach und nach hatte er einen Briefwechsel entfaltet, der sich über die ganze Welt erstreckte. Sobald ihn die ersten Nachrichten von Streiks in den Goldminen erreichten, operierten seine Börsenagenten sofort der Lage entsprechend, und die Aktien der betroffenen Gesellschaft begannen zu fallen.

Wenn seine Vertreter an der Börse von Liverpool diesjährige Baumwolle in großen Mengen aufkauften, schlossen die Eingeweihten daraus, daß Mr. Mann von großen Sturmschäden in den Vereinigten Staaten benachrichtigt worden war, die die Baumwollernte gefährdeten. Als die Teeplantagen Ceylons einmal von einer merkwürdigen Krankheit verheert wurden,

bekam er ein Telegramm von über sechshundert Worten. Alle Einzelheiten und Lebensgewohnheiten der Insekten, die den Schaden verursacht hatten, waren darin beschrieben. Das Telegramm traf um zwei Uhr nachmittags ein, und schon um drei begann der Preis für Tee zu steigen.

Mr. Mann erwarb ein großes Vermögen, aber mit der Zeit traten seine Börsengeschäfte in den Hintergrund. Er besaß ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis und verfügte über eine unheimlich große Registratur. Mit dem größten Fleiß sammelte er alle möglichen Nachrichten und zahlte viel Geld für Informationen, die eigentlich nichts mit finanziellen Transaktionen zu tun hatten. Er interessierte sich zum Beispiel für die Gründe, die einen höheren Verwaltungsbeamten in einem abseitsgelegenen Teil Indiens plötzlich zwangen, nach England zurückzukehren, bevor seine Dienstzeit beendet war.

Sein Verlangen nach immer neuen Tatsachen war unersättlich. Von der Finanz ging er zur Politik und zu den Persönlichkeiten über, die sie machten. Seine Beobachtungen ermöglichten es ihm, ziemlich richtig vorauszusagen, was sich in den einzelnen Ländern ereignen würde.

Persönlich lebte er sehr einfach und wohnte in einem alten Haus in Streatham. Er kannte keine andere Zerstreuung als die merkwürdige Leidenschaft, Nachrichten zu sammeln und zu kombinieren. In zahllosen Fällen hatte er die Polizei unterstützen können, und er war so stolz auf den Erfolg seiner Nachforschungen, daß er eine besondere Abteilung für Kriminalfälle einrichtete. Scotland Yard war auf diese mit unendlichem Scharfsinn aufgebaute Registratur geradezu eifersüchtig.

John Minute stieg aus und betrachtete verwundert das Firmenschild. Bei dem Eintritt in die große Halle überreichte er einem Boy seine Karte und ließ sich dann in dem hübsch eingerichteten Wartezimmer nieder.

Fünf Minuten später wurde er in das Büro des Mannes geführt,

der alles wußte. Der kleine Herr stand vom Schreibtisch auf und ging seinem Besucher halb entgegen. Er sah Mr. Minute durch seine goldene Brille strahlend an, während er ihn aufforderte, in einem großen Sessel Platz zu nehmen.

»Der Polizeipräsident hat Sie hierhergeschickt«, behauptete er. »Ich weiß es genau, denn er hat mich heute morgen angerufen und sich nach drei Leuten erkundigt. Zufällig weiß ich, daß diese drei Ihnen unangenehm sind. Was kann ich für Sie tun, Mr. Minute?«

Der Millionär lehnte sich zurück, streckte die Beine aus und sah ihn prüfend an.

»Sie können mir einmal sagen, was Sie über mich wissen.«

Mr. Mann ging zu seinem Schreibtisch zurück.

»Soviel Zeit habe ich nicht, aber ein paar Daten kann ich Ihnen immerhin geben.«

Er drückte auf einen Klingelknopf, öffnete dann einen großen Index und suchte eifrig darin.

»Bringen Sie mir die Akte 8874«, beauftragte er den Angestellten, der eintrat.

John Minute betrachtete das Aktenstück verwundert, das hereingebracht wurde, denn es war ein verhältnismäßig kleines, in grauen Stoff gebundenes Buch.

»Ich will Ihnen verschiedenes vorlesen.«

Mit diesen Worten schlug Mr. Mann das Buch auf.

»Vorher möchte ich noch bemerken, daß hier keine Namen erwähnt werden. Niemand außer mir selbst weiß, welche Persönlichkeit sich hinter Nr. 8874 verbirgt.«

Er strich wie liebkosend mit der Hand über den Index, der vor ihm lag.

»Sehen Sie, hier sind die Namen verzeichnet. Wenn ich das Büro verlasse, liegt dieses Buch wohlverwahrt hinter drei Stahlgittern, und wenn ich einmal sterben sollte, wird es mit mir

verbrannt.«

Dann las er mit monotoner Stimme eine Viertelstunde lang vor.

John Minute richtete sich auf und lauschte gespannt. Er kniff die Augen zusammen, aber er unterbrach Mr. Mann nicht, bis dieser zu Ende war.

»Die Hälfte von allem, was Sie da gesagt haben, ist Lüge. Manches ist durch Klatsch verbreitet worden, aber der größte Teil ist frei erfunden.«

Saul Arthur Mann schloß das Buch und schüttelte den Kopf.

»Was hier steht« – er klopfte mit dem Finger auf den Deckel des Buches –, »ist wahr. Ich gebe allerdings zu, daß es nicht die Wahrheit ist, die Sie gern hören möchten. Ich lasse in die Akten nur Tatsachen eintragen, von deren Richtigkeit ich mich persönlich überzeugen konnte. Wie es in der Eidesformel heißt: Dies ist die Wahrheit, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit, Mr. Minute.«

Das sonst so gutmütige Gesicht des kleinen Herrn war vor Ärger rot geworden.

»Angenommen, es wäre die Wahrheit – welche Summe fordern Sie für dieses Aktenstück und die Dokumente, die diese Wahrheit beweisen?«

Mr. Mann lehnte sich nachdenklich zurück.

»Wie hoch beläuft sich Ihr Vermögen?«

»Wenn Sie alles wissen, müßte Ihnen auch das bekannt sein«, entgegnete der Millionär herausfordernd.

Mr. Mann nickte.

»Bei dem jetzigen Stand der Kurse schätze ich es auf eine Million zweihundertsiebzigtausend Pfund.«

John Minute schaute ihn verblüfft an.

»Das ist sehr genau«, gab er widerstrebend zu.

»Nun gut. Selbst mit einer Summe, die fünfzigmal so groß ist

wie Ihr Vermögen, könnten Sie dieses Aktenstück nicht kaufen.« Er erhob sich. »Aber ich fürchte, daß ich Ihre Zeit unnütz in Anspruch nehme.«

»Durchaus nicht«, erwiderte Mr. Minute barsch. »Aber bevor ich gehe, möchte ich doch noch wissen, welchen Gebrauch Sie von Ihren Kenntnissen machen wollen.«

Der kleine Mann streckte verzweifelt die Hände aus.

»Sie haben doch bereits gesehen, in welcher Weise ich sie verwerte. Ich war in der Lage, Ihnen Informationen zu geben, die Sie von niemand anders erhalten hätten.«

»Woher wissen Sie übrigens, daß ich wirklich John Minute bin?«

»Diesem Aktenstück sind über zwanzig Fotos von Ihnen beigelegt«, erklärte der unheimliche Mann ruhig. »Sie können daran erkennen, daß Sie eine hervorragende Persönlichkeit sind, einer der zweihundertvier wirklich reichen Männer Englands. Ich würde Sie nicht so leicht mit einem anderen verwechseln. Ihr Werdegang ist zudem so interessant, daß ich von Ihnen viel mehr weiß als von Leuten, deren Leben ruhiger verlaufen ist.«

»Sagen Sie mir bitte noch eins. Wo steckt denn zur Zeit die Person, die Sie in Ihrem Aktenstück als ›X‹ bezeichnen?«

Mr. Mann lächelte und legte den Kopf auf die Seite.

»Das ist eine Frage, die Sie nicht stellen dürfen. Darauf würde ich nur der Polizei oder Personen antworten, die gewissermaßen ein Recht haben, sich mit ›X‹ in Verbindung zu setzen. Ich hätte Ihnen noch viel mehr erzählen können, wenn durch meine Mitteilungen nicht andere Leute bloßgestellt werden würden, mit denen Sie bekannt sind.«

Als John Minute das Haus verließ, sah er alt und angegriffen aus. Er fuhr in seinen Klub, aber unterwegs beschäftigte ihn nur der Gedanke an die Identität und den Aufenthaltsort der Persönlichkeit, die in Mr. Manns Akten als ›X‹ auftrat.

7

Mr. Rex Holland stieg aus seinem neuen Auto und trat einige Schritte zurück, um den Wagen zu betrachten, den er erst vor kurzem gekauft hatte.

»Ich glaube, er genügt allen Anforderungen, Feltham.«

Der Chauffeur grinste und legte die Hand an die Mütze.

»Wir haben nicht ganz dreißig Minuten für die fünfzig Kilometer gebraucht, dabei sind wir zum Teil durch London gefahren.«

»Nicht schlecht«, entgegnete Mr. Holland und zog die Handschuhe aus.

Der Wagen hielt vor dem Eingang eines Landhauses, das unter großem Kostenaufwand in ein kleines Palais verwandelt worden war.

Mr. Holland trat noch nicht gleich ein, und der Chauffeur hielt es daher für angebracht, eine kleine Unterhaltung mit seinem Herrn zu beginnen. Er meinte, daß man auch einen guten Wagen verlangen könne, wenn man achthundert Pfund dafür zahlt.

»Was gut ist, kostet auch Geld. Aber ich habe Ihnen noch etwas zu sagen«, erwiderte Mr. Holland. »Als wir durch Putney fuhren, haben Sie doch dem Chauffeur eines anderen Wagens zugenickt?«

»Ja, das stimmt.«

»Und trotzdem erzählten Sie mir, als ich Sie engagierte, daß Sie aus Australien kämen und keine Seele in England kannten«, fuhr Mr. Holland ruhig fort. »Ich glaube, ich habe in meiner Annonce deutlich genug gesagt, daß ich einen solchen Mann brauche.«

»Jawohl, das weiß ich. Ich war ja auch ebenso erstaunt wie

Sie. Dieser Chauffeur ist aber auf demselben Dampfer wie ich von Australien nach England gefahren. Es ist tatsächlich merkwürdig, daß er auch den gleichen Beruf hat.«

Mr. Holland lächelte.

»Hoffentlich ist sein Herr nicht so exzentrisch wie ich und zahlt ihm kein so verrückt hohes Gehalt.«

Er wandte sich um, schloß die Tür auf und ging ins Haus.

Feltham brachte den Wagen zur Garage, die hinter dem Gebäude lag. Dann steckte er sich eine Pfeife an, setzte sich auf eine Kiste und zog eine kleine Karte aus der Tasche, die er sehr sorgfältig behandelte.

»Erstens: Die Tätigkeit umfaßt die eines Chauffeurs und eines Kammerdieners«, las er laut. »Zweitens: Das Gehalt beträgt zehn Pfund wöchentlich und Spesen. Drittens: Der Angestellte verpflichtet sich, keinerlei Bekanntschaften oder Freundschaften zu unterhalten. Viertens: Ebenfalls verpflichtet er sich, unter gar keinen Umständen über seinen Herrn, dessen Tätigkeit oder Gewohnheiten zu sprechen. Fünftens: Weiterhin verpflichtet er sich, niemals weiter in den Osten von London zu gehen oder zu fahren als bis zum Viktoria- Bahnhof. Sechstens: Er darf niemals seinen Herrn erkennen, wenn er ihm mit anderen Leuten begegnet.«

Der Chauffeur steckte die Karte wieder in seine Brieftasche und rieb sich nachdenklich das Kinn.

»Das ist allerdings komisch«, sagte er vor sich hin.

Nachher wusch er sich Gesicht und Hände und ging in die Küche, um das Abendessen für seinen Herrn zu bereiten.

Mr. Hollands Haus war aufs modernste eingerichtet und mit allen möglichen arbeitsparenden elektrischen Apparaten versehen. Die Küche lag im Kellergeschoß. Im Speisezimmer stand ein runder Tisch, dessen Mitte beweglich war und einen Aufzug darstellte, der von der Küche aus bedient wurde. Das

Essen, das der Koch-Chauffeur zubereitete, kam auf diese Weise sofort auf den Tisch.

Mr. Holland hatte gespeist. Der Chauffeur saß in seinem Zimmer über der Garage, während sein Herr noch eine Tasse Kaffee trank, die er sich selbst auf einem elektrischen Kocher gebraut hatte.

Dann las Mr. Holland, bis die Uhr auf dem Kamin Mitternacht schlug, legte ein Zeichen in sein Buch und erhob sich.

Er schob ein Stück der Wandvertäfelung zurück, so daß ein Safe sichtbar wurde. Nachdem er ihn geöffnet hatte, holte er aus dem Innern einen Kasten aus Zedernholz hervor, dem er drei verschiedene Scheckbücher und ein Paar sehr dünne Handschuhe entnahm. Diese brauchte er, um Fingerabdrücke zu vermeiden.

Sorgfältig zog er sie an, riß dann aus jedem Heft ein Formular und füllte es aus. Er schrieb langsam und mit großer Vorsicht. Nur wenig Fälscher können eine Schrift aus dem Gedächtnis nachahmen, aber Mr. Holland besaß diese ungewöhnliche Gabe. Von dem Datum bis zur Unterschrift sahen die Buchstaben aus, als ob John Minute sie geschrieben hätte. Nicht einmal der Millionär hätte diese Fälschung entdecken können.

Mr. Holland betrachtete seine Arbeit vollkommen kaltblütig, Genau wie John Minute, der niemals Löschpapier benutzte, wartete er, bis die Tinte getrocknet war, faltete die Schecks und steckte sie in die Tasche. Dann zog er die Handschuhe aus und verwahrte sie mit den Scheckbüchern wieder im Safe. Nachdem er das Paneel vorgeschoben hatte, ging er zu Bett.

Früh am nächsten Morgen klingelte er seinem Diener.

»Fahren Sie mit dem Wagen zur Stadt. Ich nehme den Zug. An der U-Bahn-Station Holland Park warten Sie um zwei auf mich. Ich habe einen kleinen Auftrag für Sie, bei dem Sie fünfhundert Pfund verdienen können.«

»Sehr wohl«, entgegnete Feltham halb bestürzt und halb

verwundert.

An dem Tag, an dem Mr. Holland nach London zurückkehrte, machte Frank Merrill mittags einen Besuch in Mays Wohnung.

»Komm doch bitte herein und trink eine Tasse Tee mit mir«, lud sie ihn ein.

»Du hast dich hier allerdings glänzend eingerichtet«, meinte er und sah sich in dem hübsch möblierten Wohnzimmer um. »Eine solche Ausstattung kann ich mir in meinem Heim in Bayswater nicht leisten.«

»Ich kenne deine Wohnung dort nicht«, erwiderte sie lachend, »aber ich möchte wirklich wissen, warum du ausgerechnet dort wohnst.«

Er trank den Tee und zwinkerte ihr mit den Augen zu.

»Rate mal, welches Einkommen der künftige Erbe der Minuteschen Millionen hat?« fragte er ironisch. »Aber ich will dir die Mühe ersparen. Sieben Pfund bekomme ich wöchentlich von der Bank, und eine andere Einnahmequelle habe ich nicht.«

»Aber gibt dir der Onkel denn nicht -?«

»Nein, keinen Schilling«, entgegnete Frank kurz.

»Aber –«

»Ich weiß, was du sagen willst. Er ist dir gegenüber sehr großzügig. Mich behandelt er gerecht, und zwischen Großzügigkeit und Gerechtigkeit besteht eben ein großer Unterschied. Jasper Cole zahlt er tausend Pfund im Jahr. Ist das nicht merkwürdig?«

Sie neigte sich vor und legte die Hand auf seinen Arm.

»Armer Junge«, sagte sie teilnahmsvoll. »Das macht es für dich nicht leichter – ich meine, daß er Jasper zuviel gibt.«

»Übrigens sah ich Jasper heute morgen aus dem Waterloo-Bahnhof herauskommen. Er machte einen noch geheimnisvolleren Eindruck als sonst. Ich möchte nur wissen, was für Geschäfte er eigentlich treibt!«

Sie schüttelte den Kopf und erhob sich.

»Von Jasper weißlich ebensowenig wie du.« Mit einem nachdenklichen Blick schaute sie ihn an. »Frank, ich bin in großer Unruhe deinet- und Jaspers wegen. Es bedrückt mich, daß Onkel John ganz anders über ihn denkt als du. Ihr spielt beide keine gerade heldenhafte Rolle, weil ihr von ihm abhängig seid, und ich stehe zwischen euch. Es ist schrecklich für mich!«

Frank sah sie mit einem sonderbaren Lächeln an.

»Warum sagst du das?«

»Am liebsten möchte ich dir alles sagen, aber das wäre nicht fair.«

»Wem gegenüber?« fragte er schnell.

»Dir, Onkel – euch allen drei gegenüber.«

Er trat einen Schritt auf sie zu.

»Hast du soviel für Jasper übrig?«

»Ich fühle mich zu niemand besonders hingezogen«, erklärte sie offen. »Mach doch nicht so ein düsteres Gesicht, Frank. Du magst mich für unentschlossen halten, aber du kannst nicht erwarten, daß ich mich jetzt schon für immer entscheiden soll.«

Frank lächelte traurig.

»Das ist ja meine große Sorge, Liebling. Das quält mich mehr als alles andere.«

Sie stand an der Tür und hatte die Hand schon auf die Klinke gelegt, aber nun zögerte sie. Ihr Wesen war kühl und zurückhaltend. Trotz ihrer einundzwanzig Jahre sah sie eigentlich mehr wie ein großes, gesundes Schulmädchen aus.

»Ich bin der letzte, der über Unglück redet«, fuhr Frank fort. »Aber es ist mir wirklich noch nicht gutgegangen im Leben. Schon von Anfang an stand ich mit Onkel John schlecht. Er konnte weder meinen Vater noch dessen Familie leiden, denn mein Vater hatte einen leichtsinnigen Charakter, war stets in Schwierigkeiten und wandte sich immer an John Minute um

Hilfe. Es tut mir wirklich leid, daß ich das über ihn sagen muß.«

Sie nickte.

»Ich weiß es«, erwiderte sie mitfühlend.

»Mein Vater war aber trotzdem nicht so schlimm, wie Onkel John annimmt. Er hatte auch seine guten Seiten. Nur trank er immer mehr, als für ihn gut war.«

Sie kannte die Geschichte von Dr. Merril. John Minute hatte sie ihr kurz, aber sehr drastisch erzählt. Daher wußte sie auch, durch welche Umstände Dr. Merril sowohl finanziell wie moralisch ruiniert worden war.

»Frank, wenn ich dir in irgendeiner Weise helfen kann, will ich es gern tun.«

»Du kannst mir dadurch helfen, daß du mich heiratest«, erklärte er fest.

Sie sah ihn überrascht an.

»Wann sollte ich dich denn heiraten?« fragte sie verwirrt.

»Jetzt gleich oder nächste Woche. Auf jeden Fall bald.« Er lächelte, trat dicht an sie heran und nahm ihre Hand in die seine. »Liebe May, du weißt, daß ich dich liebe, daß ich alles für dich tue, was in meinen Kräften steht. Kein Opfer ist mir zu groß für dich.«

»Du mußt mir Zeit lassen, darüber nachzudenken –«

»Weiche mir bitte nicht aus«, bat er. »Du weißt nicht, wie sehr ich dich brauche. Onkel John hat dir viel über mich erzählt, aber hat er auch gesagt, daß meine einzige Hoffnung, von ihm unabhängig zu werden, darin liegt, daß ich vor Vollendung meines vierundzwanzigsten Lebensjahres heirate? Und ich möchte doch unabhängig werden von ihm, seinen Millionen und seinem Einfluß. Ich kann dir gar nicht sagen, wie verheerend er auf mich wirkt.«

»Frank!«

»Es ist wahr. Ich kann dir im Augenblick nicht mehr mitteilen.

Aber John Minute weiß es. Wenn ich innerhalb der nächsten zehn Tage heirate, brauche ich mich um ihn und sein Geld nicht mehr zu kümmern und bin von seinem Erbe und seiner Protektion unabhängig.«

»Das hast du mir früher noch nie gesagt.« Sie starrte ihn erschrocken an.

Er schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Es gibt gewisse Dinge, die ich dir nicht sagen darf, May, und anderes, was du erst verstehen wirst, wenn wir verheiratet sind. Ich bitte dich, vertraue mir.«

»Aber angenommen, du heiratest nun nicht innerhalb von zehn Tagen – was passiert dann?« fragte sie mit stockender Stimme.

Er zuckte die Schultern.

»Ich bin in jeder Beziehung Onkel John ausgeliefert. Dann muß ich eben auf die einzige Möglichkeit warten, die mich freimacht, und das ist sein Tod. Es tut mir leid, daß ich so sprechen muß, denn ich habe ihn wirklich gern, ich schätze ihn sogar sehr. Aber das ist nun einmal die volle Wahrheit. Und ich möchte eben John Minute nicht so gegenüberstehen.« Er hielt ihre Hand und sah sie ernst an. »Ich möchte nicht gezwungen sein, auf sein Ende zu warten. Du glaubst nicht, was es bedeutet, wenn man immer mit sich kämpfen muß und sich über jede Krankheit freut, die ihm eventuell verhängnisvoll werden kann. Es ist schlecht von mir, daß ich so rede, aber wenn du in meiner Lage wärst, wenn du alles wüßtest, was ich weiß, dann würdest du mich verstehen.«

May war sehr erregt. Das anfänglich so harmlose Gespräch hatte sich katastrophal entwickelt, und May war nicht mehr Herrin der Situation. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander. Sie wurde plötzlich als Schiedsrichter angerufen und sollte zwischen den beiden Männern entscheiden denen sie zugetan war. Und selbst in diesem Augenblick dachte sie mit einer gewissen Sehnsucht an das intelligente, ruhige Gesicht und die

ernsten, dunklen Augen Jasper Coles.

»Ich muß in Ruhe darüber nachdenken. Vielleicht begleitest du mich heute besser nicht.«

Er nickte.

»Du hast recht.«

Langsam ließ er ihre Hand los und ging fort.

Für May war diese Szene ungewöhnlich aufregend gewesen. Welcher außerordentliche Grund mochte Frank zwingen, sich noch vor seinem vierundzwanzigsten Geburtstag zu verheiraten? Sie erinnerte sich plötzlich an John Minutes Bitte, ihre Entscheidung auf mindestens vierzehn Tage zu verschieben. Warum hatte er ihr plötzlich erzählt, daß sie zweihunderttausend Pfund von ihm erben würde? Zum erstenmal stiegen Verdacht und Argwohn gegen ihn in ihr auf.

Die Western Counties Bank hatte in Piccadilly ausreichende Räumlichkeiten zur Verfügung, aber Frank besaß kein eigenes Büro. Sein großer Schreibtisch stand etwas entfernt von den Schaltern in einer Ecke und war an drei Seiten von einem Wandschirm mit eingelassenen Glasfenstern umgeben. Von seinem Sitz aus konnte Frank daher alle Schalter übersehen. Das war auch notwendig, weil er gelegentlich einen der Kunden identifizieren mußte, wenn größere Schecks kassiert wurden.

Er kam kurz vor drei Uhr zur Bank zurück, und Mr. Brandon rief ihn sofort zu sich in sein Büro.

»Heute kommen Sie aber spät von der Mittagspause zurück«, sagte er halb vorwurfsvoll.

»Es tut mir leid, aber ich habe Miss Nuttall getroffen...«

»Haben Sie neulich Mr. Holland aufgesucht?«

»Ja. Das erstemal habe ich ihn nicht angetroffen, aber am nächsten Tag gelang es mir, ihn zu sprechen.«

»Ist er ein Freund Ihres Onkels?«

»Ich glaube nicht – aber warum fragen Sie danach?«

Der Direktor nahm drei Schecks vom Tisch auf und reichte sie Frank, der sie genau betrachtete. Der eine über achthundertundfünfzig Pfund Sterling sechs Schilling war auf die Liverpool- Cotton- Bank ausgestellt, der zweite über einundvierzigtausendeinhundertvierzig Pfund Sterling auf die Bank von England, und der dritte lautete auf siebentausendneuhunderteinundneunzig Pfund Sterling vierzehn Schilling. Die drei Formulare waren mit ›John Minute‹ unterzeichnet und sämtlich auf Rex Holland ausgestellt.

John Minute hatte die merkwürdige Gewohnheit, bei Zahlungen immer Schecks auf die drei Banken auszustellen, bei denen er sein Geld deponiert hatte. Der Scheck über siebentausendneuhunderteinundneunzig Pfund Sterling vierzehn Schilling war auf die Western-Counties-Bank gezogen.

»Wenn wir diese Summe auszahlen, bleiben auf dem Konto noch genau fünfzigtausend Pfund zu Mr. Minutes Gunsten stehen.«

Mr. Brandon schüttelte verzweifelt den Kopf über dieses sonderbare Geschäftsgebaren.

»Kennt er Ihren Onkel?«

»Wer?«

»Mr. Rex Holland.«

Frank runzelte die Stirn, als ob er nachdächte.

»Ich kann mich nicht besinnen, daß mein Onkel jemals von ihm gesprochen hätte – doch, jetzt fällt mir ein, daß einer der ersten Schecks, den Mr. Holland hier einzahlte, von meinem Onkel ausgestellt war. Ich besinne mich genau auf die Sache. Er brachte damals einen Empfehlungsbrief mit der Unterschrift Mr. Minutes, und ich nahm an, daß die beiden in Geschäftsverbindung miteinander standen. Da mein Onkel es aber nicht liebt, außerhalb der Bank über geschäftliche Angelegenheiten zu sprechen, habe ich die Sache ihm gegenüber nicht erwähnt.«

Mr. Brandon schüttelte wieder den Kopf.

»Ich kann nur sagen, daß mir diese geheimnisvollen Transaktionen äußerst unsympathisch sind, Mr. Merril. Wie sieht Mr. Holland denn eigentlich aus?«

»Er ist groß und geht sehr elegant gekleidet.«

»Glattrasiert?«

»Nein, er hat einen kurzgeschnittenen, schwarzen Spitzbart, aber meiner Meinung nach kann er nicht viel älter sein als achtundzwanzig. Als ich ihn das erstemal sah, kam er mir bekannt vor, und ich hatte den Eindruck, daß ich ihn schon einmal gesehen haben müßte. Ich glaube, er trug bei seinem ersten Besuch hier einen Klemmer. Auf der Straße habe ich ihn niemals getroffen, und er verkehrt wohl auch schwerlich in meinen bescheidenen Kreisen.«

»Die Sache ist hoffentlich in Ordnung«, meinte Mr. Brandon immer noch skeptisch. »Auf jeden Fall werde ich versuchen, Mr. Rex Holland morgen persönlich kennenzulernen. Vorsichtshalber können wir uns ja mit Ihrem Onkel in Verbindung setzen, aber ich weiß schon im voraus, daß er furchtbar ärgerlich wird, wenn wir ihn in Geldsachen belästigen.«

»Das glaube ich auch«, erwiderte Frank lächelnd. »Besonders heute. Soviel ich weiß, hat er die Absicht, am Nachmittag nach Paris zu fahren.«

Fünf Minuten vor Schalterschluß kam ein Bote durch die Schwingtür und gab einen Brief ab, der dem Direktor gebracht wurde. Gleich darauf trat Mr. Brandon an Franks Schreibtisch. »Sehen Sie einmal her.«

Frank nahm das Schreiben, das an den Direktor gerichtet war, und las:

Sehr geehrter Herr, ich fahre heute abend nach Paris, um dort mit meinem Partner, Mr. Minute, zusammenzutreffen. Ich wäre

Ihnen daher dankbar, wenn Sie den beigegeführten Scheck auszahlen würden.

. Hochachtungsvoll

Rex A. Holland

Der beigegeführte Scheck belief sich auf fünfundfünfzigtausend Pfund.

Der Brief hatte auch noch eine Nachschrift:

Sie können dieses Schreiben als Quittung für die obige Summe ansehen und das Geld meinem Boten aushändigen. Er hat meine Vollmacht, und seine Empfangsbestätigung deckt Sie gegen jeden Schaden.

Der Direktor trat an den Schalter zu dem Boten.

»Wer hat Ihnen den Brief gegeben?« fragte er.

»Mr. Holland«, entgegnete der Mann prompt.

»Wo ist denn Mr. Holland?« fragte Frank.

Der Bote schüttelte den Kopf.

»Soviel ich weiß, in seiner Wohnung. Mein Auftrag lautet, den Brief bei der Bank zu übergeben und das Geld in sein Haus zu bringen.«

Mr. Brandon war in großer Verlegenheit, obwohl es sich um einen durchaus regulären Vorgang handelte. Nur die Höhe der Summe ließ ihn noch zögern. Aber schließlich ging er in sein Büro und kam mit zwei Bündeln Banknoten zurück, die er aus seinem Safe genommen hatte. Er zählte sie noch einmal durch, steckte sie dann in einen versiegelten Umschlag und ließ sich von dem Boten eine Quittung darüber geben.

Als der Mann gegangen war, trocknete der Direktor seine Stirn mit dem Taschentuch.

»Ich wünschte nur, ich säße im Hauptbüro unserer Bank und hätte nicht diese fürchterliche Verantwortung in London!« stöhnte er.

Gleich darauf klingelte es heftig am vorderen Eingang, der inzwischen geschlossen worden war. Einer der jüngeren Angestellten, der eben ein größeres Konto abglich, legte auf einen Wink des Chefs die Feder nieder und öffnete.

John Minute trat ein, und Frank starrte ihn erstaunt an.

»Hallo, Onkel! Es wäre gut gewesen, wenn du ein paar Minuten früher gekommen wärest. Außerdem glaubte ich dich schon auf dem Weg nach Paris.«

»Das Telegramm, das mich nach Paris rief, war eine Fälschung«, entgegnete John Minute ärgerlich. »Ich telegrafierte um Bestätigung der ersten Nachricht und entdeckte bei der Gelegenheit, daß meine Leute in Paris mir überhaupt keine Nachricht gesandt hatten. Ich erhielt die Antwort glücklicherweise noch kurz vor Abfahrt des Zuges. Bis dahin hatte ich dauernd versucht, in telefonische Verbindung mit Paris zu kommen – aber warum hätte ich denn früher hier sein sollen?«

»Weil wir gerade im Augenblick deinem Freund Holland fünfundfünfzigtausend Pfund ausgezahlt haben.«

»Was soll das heißen – meinem Freund Holland?« fragte der Millionär und blickte entsetzt von Frank zu dem Direktor, den ein unheimliches Gefühl beschlich. »Meinem Freund?« wiederholte er. »Ich habe noch niemals etwas von diesem Mann gehört!«

»Haben Sie nicht Mr. Holland heute morgen Schecks in Höhe von fast fünfzigtausend Pfund gegeben?« fragte Mr. Brandon atemlos und mit bleichem Gesicht.

»Aber zum Donnerwetter, warum sollte ich denn das tun? Ich kenne den Mann überhaupt nicht und habe noch nie das geringste mit ihm zu tun gehabt!« erklärte Mr. Minute erregt.

Der Direktor hielt sich am Schaltertisch fest, denn er brauchte im Augenblick eine Stütze.

Mit wenigen Worten erzählte er dem Millionär, was vorgefallen war, und führte ihn dann in sein Büro. Frank folgte.

John Minute betrachtete die Schecks und prüfte sie.

»Das ist meine Handschrift. Das könnte ich selbst beschwören. Und doch habe ich diese Schecks weder geschrieben noch unterzeichnet. Haben Sie sich wenigstens die Nummer des Boten gemerkt, der den Scheck einkassiert hat?«

»Ja«, entgegnete Frank.

Mr. Brandon telefonierte sofort zur Polizei. Um sieben Uhr abends wurde der Bote gefunden und sagte aus, daß er von einem gewissen Mr. Holland engagiert worden sei. Er schilderte ihn als einen schlanken, glattrasierten Herrn, und seine Angaben standen damit in Widerspruch zu Franks Beschreibung.

»Ich habe lange in Australien gelebt«, sagte der Mann, »und ich hörte sofort an seiner Aussprache, daß er auch dort gewesen sein muß. Und als ich ihm gegenüber verschiedene Leute erwähnte, die ich in Australien kannte, stellte sich heraus, daß er sie auch kannte.«

Die Polizei entdeckte ferner, daß die Wohnung in Knightsbridge vor drei Monaten möbliert gemietet worden war und daß Mr. Holland alle diesbezüglichen Verhandlungen brieflich geführt hatte. Sein Agent hatte die Sorge für die Wohnung übernommen. Auch dieser Mann wurde von der Polizei ermittelt, und zwar als Angestellter einer bekannten Maklerfirma, die ebenfalls den Auftrag schriftlich erhalten hatte.

Bei der Durchsuchung der Räume fanden die Beamten lediglich einen Anhaltspunkt, der ihre Nachforschungen fördern konnte. Der Portier sagte aus, daß Mr. Holland nur sehr selten gekommen sei, und zwar gewöhnlich dann, wenn er keinen Dienst hatte. Das hatte er durch die Erzählungen anderer Hausbewohner in Erfahrung gebracht.

»Es läuft also schließlich darauf hinaus, Frank«, sagte John Minute ärgerlich, »daß niemand außer dir Mr. Holland gesehen hat.«

Sein Neffe richtete sich auf.

»Ich will damit nicht sagen, daß du an dem Schwindel beteiligt bist«, fuhr Mr. Minute fort. »Der Mann, den du gesehen hast, ist wahrscheinlich gar nicht Mr. Holland gewesen. Ich vermute, daß die ganze Sache von einer Bande inszeniert worden ist. Aber ich werde schon noch herausbekommen, wer dieser geheimnisvolle Mr. Holland ist, und wenn ich doppelt soviel Geld dafür ausgeben sollte, wie ich verloren habe.«

Was die Polizeibeamten sagten, klang nicht sehr ermutigend.

Inspektor Nash von Scotland Yard, der dem Dezernat für Bankbetrug vorstand, hatte keine Hoffnung, daß das Geld wiederbeschafft werden könne.

»Allgemein glaubt man, man könne die Banknoten wiederbekommen, wenn man ihre Nummern aufgeschrieben hat, aber in der Praxis ist es nahezu unmöglich, sie zurückzu-erhalten«, sagte er. »Selbst Scheine im Betrag von fünfhundert Pfund lassen sich leicht wechseln; wahrscheinlich werden wir die gestohlenen Banknoten in ein paar Wochen im Verkehr finden.«

Diese Vermutung erwies sich auch als richtig, denn drei Tage später tauchten drei der gestohlenen Scheine auf sonderbare Weise auf.

Mr. Minute hatte die Gewohnheit, sich all seine Dividenden bar auszahlen zu lassen und dann das Geld zur Western-Counties-Bank in Piccadilly zu schicken. Und nachdem er eine große Summe geschickt hatte, die aus Dividenden seiner Unternehmungen in Südafrika bestand, wurden drei der vermißten Banknoten in der Bank selbst entdeckt.

John Minute wurde telegrafisch davon in Kenntnis gesetzt, äußerte sich aber nicht dazu. Sein Sekretär und Vertrauensmann Jasper Cole hatte das Geld eingezahlt, und der Millionär hatte allen Grund, diese Tatsache nicht noch unnötig zu unterstreichen.

8

Die große Bibliothek in Weald Lodge war hell erleuchtet, und niemand hatte daran gedacht, die Vorhänge zuzuziehen. Jeder, der sich die Mühe machte, über die niedrige Gartenmauer zu springen und sich durch die Sträucher heranzuschleichen, konnte daher sehen, was in dem Raum vorging.

Polizist Wiseman ging langsam den nassen Weg entlang. Er war nicht allzu neugierig und bemerkte nur im Vorbeigehen, daß ein Teil des Parks durch die Bibliotheksfenster auffallend erhellt wurde. An diesem Juniabend hatten die Regenwolken den Himmel so verdüstert, daß man schon um neun Uhr Licht machen mußte.

Er setzte seine Streife fort, bis er seinen etwas ungeduldigen Vorgesetzten traf.

»Es ist alles in Ordnung«, berichtete er. »Nur bei Mr. Minute stehen die Bibliotheksfenster offen, während drinnen das Licht brennt.«

»Dann gehen Sie doch hin und machen Sie ihn darauf aufmerksam«, entgegnete der Sergeant. Er hatte schon einen Fuß auf dem Pedal seines Fahrrads, zögerte jedoch noch. »Ich würde ihn selbst warnen, aber ich glaube nicht, daß er sehr erfreut sein wird, wenn er mich sieht.« Er grinste. »Komischer Mensch, dieser Minute, was?«

»Ja, das stimmt«, pflichtete der Polizist eifrig bei.

Sein Bezirk war ziemlich einsam, und er langweilte sich. Es war daher verständlich, daß er sich die Zeit gern durch eine kleine Unterhaltung mit seinem Vorgesetzten verkürzte. Sergeant Smith hatte getrunken und war deshalb redseliger als sonst. Wiseman wußte allerdings, daß er in diesem Zustand allen Leuten widersprach.

»Kommen Sie mit in den Schatten der Mauer«, sagte Smith und lehnte das Rad dort an.

Der Sergeant wollte die Meinung seines Untergebenen wahrscheinlich zu seinen eigenen Gunsten beeinflussen.

»Wissen Sie, Mr. Minute ist ein gefährlicher alter Teufel.«

»Das habe ich auch schon gemerkt«, erwiderte Wiseman im Brustton der Überzeugung. Die Erfahrungen, die er mit diesem Herrn gemacht hatte, berechtigten ihn freilich auch dazu, denn der Millionär war nicht gerade sehr erbaut gewesen von den Anzeigen, die der Polizist gegen ihn erstattet hatte.

»Denken Sie immer daran, Wiseman. Wenn ich sage, er ist gefährlich, dann soll das heißen, daß ich Sie vor ihm warnen will. Das ist so ein Mann, der einen Polizisten zu einem Glas Wein einlädt und ihn nachher anzeigt, weil er während der Dienstzeit getrunken und Geschenke angenommen hat.«

»Donnerwetter!« Die von Smith angedeutete Möglichkeit hatte auf Wiseman großen Eindruck gemacht.

Der Sergeant nickte.

»Ja, so ist er. Ich kenne ihn schon viele Jahre – ich war doch früher bei der berittenen Polizei im Matabele-Land. Daher datiert unsere Bekanntschaft. Und ich sage Ihnen, es ist nichts zu gemein und schmutzig für diesen Millionen-Minute. Ein verdammter Kerl.«

»Sie scheinen ein hartes Leben gehabt zu haben, Sergeant«, ermutigte Wiseman seinen Vorgesetzten zum Sprechen.

Smith lachte bitter.

»Ja, das stimmt.«

Sergeant Smith war noch nicht lange in Eastbourne stationiert und hatte seine Beförderung einem Fürsprecher zu verdanken. Man wußte nichts Genaues darüber, aber man sagte, daß sich John Minute selbst für ihn eingesetzt habe. Viele Leute glaubten allerdings nicht daran, weil Sergeant Smith immer etwas

Schlechtes von John Minute zu erzählen wußte. Wiseman machte sich seine eigenen Gedanken darüber. Im geheimen las er Kriminalromane, und als er eines guten Tages eine Anzeige gegen John Minute erstattete, fürchtete er, daß der Sergeant diese sofort niederschlagen werde. Aber zu seinem nicht geringen Erstaunen hatte ihn Smith sogar ermutigt und dafür gesorgt, daß John Minute bestraft wurde. Es handelte sich allerdings nur um eine Geldbuße von zwanzig Schilling.

»Bleiben Sie auf Streife«, sagte Smith plötzlich. »Ich fahre doch selbst zu dem alten Minute und sehe einmal nach dem Rechten.«

Er stieg aufs Rad und fuhr den Hügel hinauf. Vor Weald Lodge lehnte er sein Rad an die Mauer und schaute einige Zeit zu der offenen Glastür der Bibliothek hinüber. Dann sprang er über die Mauer und ging langsam über den Rasen. Er vermied zunächst den kiesbestreuten Weg, um seine Anwesenheit nicht zu verraten. Schließlich erreichte er einen Platz, von dem aus er den Raum gut übersehen konnte.

Sergeant Smith war beruhigt, als er nur John Minute in dem Zimmer entdeckte. Der Millionär saß in einem tiefen Armsessel, hatte die Hände in die Taschen gesteckt und den Kopf gesenkt. Als er Schritte auf dem Kiesweg hörte, erhob er sich, um nachzusehen, wer es sei.

»Ach, Sie sind es«, sagte er unliebenswürdig, als die Gestalt des Sergeanten in der offenen Fenstertür erschien. »Was wollen Sie denn?«

»Sind Sie allein?« fragte Smith, als ob er einem Gleichgestellten gegenüberstünde.

»Kommen Sie herein!«

Mr. Minutes Bibliothek war glänzend ausgestattet, und in dem großen, reichgeschnitzten Bücherschrank standen viele prachtvolle Bände, obwohl der Mann nicht das geringste literarische Interesse hatte.

Der Sergeant zögerte einen Augenblick, streifte dann die Schuhe auf der Matte ab und trat ein.

»Sie haben es hier ja sehr schön, John.«

»Was wollen Sie?« fragte Minute gereizt.

»Ich hielt es für gut, Sie einmal aufzusuchen. Wiseman berichtete mir, daß Ihre Fenster und die Glastür weit aufstünden, und ich betrachtete es als meine Pflicht, Sie zu warnen. Wir haben in der letzten Zeit verschiedene Einbrüche in der Gegend gehabt, und es gibt genug Diebe hier.«

»Einen kenne ich«, entgegnete Minute anzüglich und schaute Smith scharf an. »Ach so, dieser dumme, dickköpfige Wiseman hat Ihnen das erzählt.«

»Ich störe Sie ja nicht oft, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, daß es gut wäre, heute abend mit Ihnen zu sprechen. Durch den Bericht Wisemans wurde ich lebhaft an die alten Zeiten erinnert.«

»Na, die waren ja für Sie recht unangenehm.«

»Sechshundert Kilometer nördlich Gwelo liegt eine hübsche, kleine Goldfarm«, meinte der Sergeant nachdenklich.

»Richtig, Mr. Smith – äh, Mr. Crawley! Und ein hübsches nettes Gefängnis liegt einen Kilometer südlich von Kapstadt. Die Regierung sperrt dort Wegelagerer ein, die den Postwagen nach Salisbury anhalten und ausplündern.«

Smith, der den Namen Crawley tatsächlich zu Recht trug, lächelte.

»Sie müssen doch immer Ihre kleinen Spaße machen. Aber vielleicht darf ich Sie daran erinnern, daß in den Gefängniszellen noch reichlich Platz ist. Dort müssen auch Leute sitzen, die Land gestohlen und Eingeborene ermordet haben.«

»Was wollen Sie eigentlich?« fragte Minute ärgerlich.

Der Sergeant grinste.

»Nur ein paar freundliche Worte mit Ihnen wechseln. Seit einem Jahr habe ich Sie nicht besucht, und das Leben bei der Polizei ist nicht gerade sehr interessant, selbst wenn man wöchentlich drei Pfund Zuschuß zu seinem Gehalt bekommt. Das ist gar nichts im Vergleich zu den Zeiten, die ich bei der berittenen Polizei im Matabele-Land erlebt habe. Aber wenn ich daran denke, wie ich damals in Salisbury vor Gericht stand und einen feierlichen Eid leistete, daß der alte John Gedding Ihnen auf dem Totenbett all seine Ansprüche auf die Goldmine in Saibuch übertragen habe – wenn ich daran denke, welche Meineide ich geschworen habe, obgleich ich Beamter der südafrikanischen Regierung war, ein Mann, der das Recht eigentlich schützen sollte, dann könnte ich schamrot werden.«

»Aber Sie werden nicht schamrot bei dem Gedanken, daß Sie Hoffmanns Laden und Farm überfielen, ihn niederschossen und sein Geld wegnehmen? Das haben Sie wohl vollständig vergessen, Crawley? Und zum Donnerwetter, jetzt möchte ich endlich wissen, was Sie von mir wollen! Wenn es sich um Geld handelt, dann erkläre ich Ihnen von vorneherein, daß ich Ihnen nichts mehr gebe. Auf weitere Beförderung haben Sie keinen Anspruch, und Sie eignen sich auch nicht für einen höheren Posten. Und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf –«

Der Sergeant unterbrach ihn.

»Sie brauchen mir keinen Rat zu geben, John. Ich weiß nur, daß Sie mir damals einen Anteil an der Goldmine in Saibuch versprochen haben. Sie wirft jetzt einen hohen Profit ab; ich habe erfahren, daß zur Ausbeutung eine Aktiengesellschaft mit zwei Millionen Pfund Kapital gegründet worden ist.«

»Aber Sie sind doch gut genug bezahlt worden. Sie haben eine feste Abfindung bekommen.«

»Fünfhundert Pfund ist nicht viel, wenn man seinen guten Ruf aufs Spiel setzt.« Langsam nahm er seinen Regenmantel wieder um und ging zum Fenster.

»Also, hören Sie, John Minute.« Er sprach jetzt nicht mehr gutmütig und freundlich, sondern zeigte sich als der alte Henry Crawley, dem es auf ein Verbrechen mehr oder weniger nicht ankam. »Ich lasse es mir nicht länger gefallen, daß Sie mir wöchentlich ein paar Pfund zahlen. Wenn Sie mich nicht anständig behandeln, bringe ich die Sache zur Anzeige.«

»Benachrichtigen Sie mich nur rechtzeitig, wenn Sie das tun wollen. Sie sind dann der erste, der Gefängnissuppe zu essen bekommt.«

»Sie denken nicht ganz klar. Ihre eigensinnige Weigerung wird Ihnen noch den Hals brechen«, sagte der Sergeant, als er in den Regen hinausging.

Wie schon vorher vermied er möglichst den Kiesweg und sprang über die Mauer. Plötzlich bemerkte er, daß ein Auto in den Park einbog und vor der dunklen Haustür hielt. Im nächsten Augenblick kletterte er wieder zurück, schlich sich so weit wie möglich an den Wagen heran und lauschte.

Zwei Stimmen erkannte er, die dritte war ihm fremd. Der Mann, dem sie gehörte, wurde mit Inspektor angeredet, und Smith wunderte sich, wer es sein mochte. Aber seine Neugierde wurde nicht befriedigt, denn als er wieder in die Nähe der Bibliothek kam, hatte John Minute die Glastür geschlossen und die Vorhänge vorgezogen.

Die Besucher waren Jasper Cole, May Nuttal und Inspektor Nash von Scotland Yard, ein untersetzter Mann von mittleren Jahren, der Bankfälschungen untersuchte. Der Millionär kannte ihn von früher her.

Jasper hatte May aus der Stadt mitgenommen, weil John Minute ihm telegrafisch diese Anweisung gegeben hatte..

»Nun, was bringen Sie Neues?«

»Ich glaube, ich habe diesen Mr. Holland gefunden«, entgegnete der Inspektor.

Er nahm eine Fotografie aus seiner dicken Brieftasche. Ein großes Auto war darauf zu sehen. Neben dem Kühler stand ein kleiner Mann in der Livree eines Chauffeurs.

»Dieser Mann hat sich als Rex Holland ausgegeben und den Boten beauftragt, das Geld für ihn einzukassieren. Die Fotografie ist allerdings nur durch einen glücklichen Zufall in meine Hände gekommen – sie wurde in der Wohnung entdeckt. Der Mann hat sie offenbar fallen lassen. Ich stellte sofort Nachforschungen an und konnte in Erfahrung bringen, daß das Bild von einem kleinen Fotografen in Putney gemacht worden ist. Der Besteller hat die Fotografien an demselben Morgen abgeholt, an dem er dem Boten den Auftrag gab, den Scheck zu kassieren. Wahrscheinlich hat er sie in der Wohnung betrachtet, während er auf ihn wartete, und dabei muß ein Abzug zu Boden gefallen sein. Auf jeden Fall hat der Bote den Mann auf dem Bild wiedererkannt und erklärt, daß dieser ihm den Auftrag gegeben habe.«

»Wollen Sie ernstlich behaupten, daß dieser Mann Rex Holland ist?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Nein, meiner Meinung nach ist er nur ein Mitglied der Bande. Ich glaube nicht, daß wir Rex Holland jemals finden. Die Leute, die hier zusammenarbeiteten, spielten je nach den Umständen die gleiche Rolle. Die Identität des Mannes auf dem Foto konnte ich nicht genau feststellen. Ich weiß nur, daß er Feltham heißt und aus Australien stammt.

Diesen Namen gab er dem Fotografen in Putney an. Sonst habe ich nur herausbringen können, daß der Mann öfters auf der Chaussee nach Portsmouth gesehen worden ist. In dem Auto, das er fuhr, saß ein Mann, der vielleicht Rex Holland war. Die Polizei in Haslemere teilte meinen Leuten mit, daß das luxuriöse Auto wahrscheinlich einem Herrn gehöre, der in einiger Entfernung von Haslemere wohnt, und zwar in einem sehr

elegant eingerichteten Haus, das vor zwölf Monaten unter großem Kostenaufwand vollkommen neu eingerichtet wurde. Morgen kann ich Ihnen wahrscheinlich noch mehr berichten.«

Sie unterhielten sich noch eine Weile über das Verbrechen. May beteiligte sich allerdings nicht an dem Gespräch, sondern hörte nur zu. Erst später konnte Minute ihr seine Aufmerksamkeit widmen.

»Ich bat dich herauszukommen, weil ich ein wenig in Sorge um dich bin.«

»Wieso?« fragte sie erstaunt.

Die beiden anderen Herren waren in Jaspers Arbeitszimmer gegangen, und sie war allein mit ihrem Onkel.

»Als wir neulich im Savoy zusammen speisten, sprach ich mit dir über deine Verheiratung. Ich bat dich, im Augenblick keine Entscheidung zu treffen, sondern mindestens vierzehn Tage zu warten.«

Sie nickte.

»Ich möchte in derselben Angelegenheit mit dir sprechen«, erwiderte sie. »Wäre es nicht besser, daß du mir offen deine Gründe erklärtest? Wie kommst du überhaupt auf die Idee, daß ich mich verheiraten will?«

Er antwortete nicht gleich, sondern ging erst einige Zeit im Zimmer auf und ab.

»May, du hast sicherlich viel von mir gehört, was nicht gerade sehr schmeichelhaft für mich ist«, sagte er schließlich. »In Südafrika habe ich ein raues Leben geführt, und ich hatte nur einen Freund in der Welt, dem ich vertrauen konnte. Das war dein Vater. In schlechten Zeiten hat er mich nicht verlassen und verleugnet, und wenn es mir gut ging, hat er mich nicht bestürmt, ihm Geld zu geben. Und wenn er mir half, war er immer zufrieden mit der Belohnung, die ich ihm freiwillig gab. Er machte es nicht wie die anderen, die immer darauf bestanden,

bei jedem Geschäft mit fünfzig Prozent beteiligt zu sein, denn er war nicht geldgierig. Mit einem Wort, er war der anständigste und vornehmste Charakter, der mir jemals begegnet ist. Eins habe ich dir noch nicht von ihm erzählt. Uns beiden gehörte zu gleichen Teilen eine Mine in Gwelo Deeps. Er hatte großes Zutrauen zu der Sache, ich durchaus nicht. Es war eine ungewisse Geschichte, von der nur feststand, daß sie entweder einen sehr hohen oder gar keinen Gewinn abwerfen würde. Trotzdem gründeten wir eine Gesellschaft.«

Er machte eine Pause und lachte, als ob ihm die Erinnerung daran sonderbar vorkäme.

»Die Einpfundaktien wurden bis vor kurzem mit ungefähr einem Schilling notiert.« Er warf schnell einen prüfenden Blick zu ihr hinüber, als ob er ihre Gedanken erraten wollte.

»Vor vierzehn Tagen hörte ich nun von meinem Agenten in Bulawayo, daß eine neue reiche Ader in einer benachbarten Mine angeschlagen worden ist und daß diese Ader stärker wird und durch unser Besitztum läuft. Wenn das wahr ist, wirst du auch ohne das Legat, das ich dir aussetze, reich und unabhängig sein. Ich selbst kann erst sagen, ob diese Nachrichten den Tatsachen entsprechen, wenn die Minen- Ingenieure, die das Gelände jetzt genauer untersuchen, ihre Berichte geschickt haben. Ich denke, daß sie in ungefähr vierzehn Tagen eintreffen werden.« Er legte die Hand auf ihren Arm. »May, du bist ein gutes Kind, und ich habe für dich gesorgt, als ob du meine eigene Tochter wärest. Der Gedanke, daß du einmal sehr reich sein wirst, macht mich glücklich, denn der Anteil deines Vaters an dieser Goldmine war das einzige, was er dir hinterlassen hat. Aber etwas ist an der Geschichte sehr merkwürdig, und ich kann es nicht recht verstehen.«

Er ging zu seinem Schreibtisch, öffnete eine Schublade und nahm einen Brief heraus.

»Mein Agent schreibt mir, daß er mir schon vor zwei Jahren

von der reichen Goldader Mitteilung gemacht habe. Er wunderte sich, daß ich ihm niemals Vollmacht gegeben hätte, neue Bohrungen vorzunehmen. Ich kann mich nun aber durchaus nicht darauf besinnen, daß er mir etwas Derartiges geschrieben hat. So, nun habe ich dir die Lage auseinandergesetzt.«

Er legte den Brief in das Fach zurück und warf es zu.

»Wenn ich dich recht verstehe, soll ich also gleichsam auf eine bessere Gelegenheit warten?«

Er nickte.

»Ich möchte nicht haben, daß du vor Ablauf von vierzehn Tagen deine Entscheidung triffst und dich eventuell verheiratest.«

Als sich May Nuttall an diesem Abend zur Ruhe niederlegte, wußte sie nicht, was sie von all diesen Eröffnungen halten sollte, und fühlte sich sehr unglücklich. Entsprach die Geschichte, die John Minute von ihrem Vater erzählt hatte, den Tatsachen, oder hatte er sie nur erfunden, um Franks Pläne zu durchkreuzen? Sie dachte lebhaft an Frank und an seine dringende Bitte. Er hatte sie so ernst gebeten, und sie glaubte ihm. Wenn er sie doch nur ins Vertrauen gezogen hätte! Aber als sie weiter darüber nachgrübelte, kam ihr zum Bewußtsein, daß ihr dieses Vertrauen doch unerwünscht gewesen wäre, und sie wunderte sich über sich selbst. Sie wollte Frank zu gerne helfen, aber nicht die Romantik der Situation beeinflusste ihre Entscheidung, sondern mehr das Gefühl mütterlicher Zuneigung und Sorge, das viele Frauen zu einem Opfer treibt. Aber brachte sie denn wirklich ein Opfer?

Sie konnte keinen Schlaf finden. Unruhig warf sie sich hin und her und sann über das schwere Problem nach.

Als der Morgen graute, erhob sie sich, warf ihren Morgenrock über und trat ans Fenster. Es regnete nicht mehr, die Wolkendecke war zerrissen. Sie hatte Hunger, und nach kurzem Zögern öffnete sie die Tür und ging die breite Treppe zur Halle

hinunter.

Um zur Küche zu kommen, mußte sie am Zimmer ihres Onkels vorbeigehen, und sie bemerkte, daß die Tür nur angelehnt war. Sie dachte, daß er vielleicht vergessen habe, das Licht auszuschalten, und legte schon die Hand auf die Klinke, um nachzusehen, als sie plötzlich eine Stimme hörte und zurückfuhr. Es war Jasper Cole, der sprach.

»Ich habe die Bücher mit dem zweiten Buchhalter Mackenson sehr genau geprüft, und es scheint kein Zweifel mehr zu bestehen.«

»Glauben Sie etwa –«, fragte John Minute.

»Ich bin meiner Sache ganz sicher«, entgegnete Jasper in seinem gleichmäßigen, ruhigen Ton. »Der Betrug ist von Frank ausgeführt worden. Ihm waren die Bücher doch zugänglich, und nur er hat Rex Holland gesehen. Er war der einzige Beamte der Bank, der die Eintragungen fälschen konnte, ohne sich zu verraten.«

May erschrak so sehr, daß sie sich an dem Türrahmen festhalten mußte, um nicht umzusinken.

»Ich bin fast geneigt, mich Ihrer Ansicht anzuschließen«, erwiderte John Minute langsam. »Es ist schrecklich, daß Frank auch ein Fälscher sein sollte wie sein Vater – entsetzlich!«

»Ja, es ist entsetzlich, aber es stimmt.«

May verlor die Fassung und riß die Tür auf.

»Das ist eine Lüge!« rief sie wütend. »Eine ungeheure Lüge! Und Sie wissen das, Jasper!«

Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich um und warf die Tür wieder zu.

9

Frank Merrill trat leichten Herzens durch die Schwingtür in das Bankbüro, und sein Gesicht strahlte, als er direkt zu seinem Chef ging.

»Darf ich Sie bitten, mich heute nachmittag für einige Stunden zu beurlauben? Ich habe etwas zu besorgen.«

Brandon sah müde von seiner Arbeit auf. In den letzten Nächten hatte er schlecht geschlafen, denn der Bankbetrug und die Kontrolle aller Bücher lasteten schwer auf ihm. Er nickte nur. Frank ging zu seinem Schreibtisch und summtte vergnügt eine Melodie vor sich hin.

Er hatte auch allen Grund, sich glücklich zu fühlen, denn er hatte eine Botschaft in der Tasche, die es ihm möglich machte, May zu heiraten. Am Morgen hatte er beim Frühstück ein

Telegramm von ihr erhalten, das ihn in größtes Erstaunen versetzte. Die Nachricht enthielt nur die Worte:

›Heirate dich heute. May,‹

Er konnte natürlich nicht ahnen, welche ungewöhnlichen Umstände sie zu diesem Entschluß veranlaßt hatten, aber er war sehr zufrieden mit dieser Wendung der Dinge.

Kurz nach zwölf würde sie in London ankommen. Er wollte sie abholen und mit ihr speisen. Dann würde sie ihm ja wahrscheinlich alles ausführlich erzählen. Unter seinen Bekannten befand sich ein Geistlicher, der in einer Vorstadt von London amtierte. Dieser Mann hatte auf Franks Bitte hin zugesagt, die Trauung vorzunehmen und die notwendigen Zeugen zu besorgen.

Mit einem glücklichen Lächeln begrüßte Frank das junge Mädchen, aber das Lächeln verschwand sofort aus seinem Gesicht, als er bemerkte, wie angegriffen sie aussah.

»Wir wollen in ein Lokal gehen«, sagte sie schnell.

»Fühlst du dich nicht wohl?« fragte er ängstlich.

Sie schüttelte den Kopf.

Sie waren fast die einzigen Gäste im Pall-Mall-Restaurant, das um diese Zeit noch ganz leer war.

»Nun sage mir aber, Liebling, wie du so schnell zu diesem Entschluß gekommen bist«, begann er und nahm ihre Hände.

»Das kann ich dir nicht sagen, Frank«, erklärte sie atemlos.
»Ich möchte überhaupt nicht darüber nachdenken. Ich weiß nur, daß die Leute Böses gegen dich unternehmen, und ich will es gutmachen, soweit ich kann.«

Sie war so erregt und nervös, daß er sie nicht drängen wollte, seine Frage zu beantworten, obwohl ihre Worte ihm nur noch größere Rätsel aufgaben.

»Wo willst du wohnen?« fragte er.

»Im Savoy. Was muß ich noch erledigen?«

Möglichst kurz erzählte er ihr, wo und wann die Trauung stattfinden sollte und wann sie das Hotel verlassen mußte.

»Wir nehmen dann den Abendzug nach Frankreich.«

»Aber deine Arbeit bei der Bank?«

Er lachte.

»Ach, erinnere mich nicht an die Arbeit«, sagte er überglücklich. »Heute kann ich nicht daran denken.«

Viertel nach zwei wartete Frank in der Sakristei auf Mays Ankunft und sprach mit dem Pfarrer. Die Trauung war auf halb drei angesetzt, und die Zeugen, der Küster und die Frau, die für die Reinigung der Kirche sorgte, saßen bereits auf ihren Plätzen. Die beiden freuten sich auf das Pfund, das jedem von ihnen versprochen war.

Um halb drei schaute Frank nach der Uhr und trat vor das Portal, um auf die Straße zu sehen. Aber von May war nichts zu

entdecken. Viertel vor drei ging er zum nächsten Zigarrenladen und telefonierte zum Savoy. Dort erfuhr er, daß die junge Dame vor einer halben Stunde das Hotel verlassen hatte.

»Sie muß jeden Augenblick kommen«, beruhigte er den Pastor, obwohl ihn innerlich eine entsetzliche Unruhe quälte.

Als die Kirchenglocke drei schlug, wandte sich der Geistliche an ihn. »Es tut mir leid, aber heute kann ich Sie nicht mehr trauen, Mr. Merril.«

Frank wurde bleich.

»Warum denn nicht?« fragte er schnell, »Miss Nuttall ist wahrscheinlich durch den Verkehr aufgehalten worden, oder ihr Auto hat eine Panne gehabt. Sie muß sofort hiersein.«

Der Pastor schüttelte den Kopf, zog seinen Talar aus und hängte ihn in den Schrank.

»Das Gesetz des Landes gestattet nicht, daß Paare nach drei Uhr noch getraut werden. Morgen früh können Sie nach acht zu jeder Zeit kommen.«

Es klopfte an der Sakristeitür, und Frank wandte sich rasch um. Aber nicht May, sondern ein Telegrafenvote trat ein. Hastig riß ihm Merril das gelbbraune Formular aus der Hand und öffnete es.

»Die Trauung kann nicht stattfinden.«

Das Telegramm trug keine Unterschrift.

Viertel nach zwei verließ May das Hotel. Sie wollte gerade in ein Taxi steigen, als jemand die Hand auf ihren Arm legte. Sie wandte sich bestürzt um und sah in das Gesicht Jasper Coles.

»Wohin wollen Sie denn in solcher Eile fahren, May?«

Sie wurde rot und entzog ihm ihren Arm.

»Darüber bin ich Ihnen keine Erklärung schuldig«, erwiderte sie eisig. »Nachdem Sie eine so schreckliche Anklage gegen Frank erhoben haben, will ich überhaupt nicht mehr mit Ihnen sprechen.«

Er schaute sie betroffen an, aber dann lächelte er.

»Einem alten Freund gegenüber dürften Sie ruhig etwas liebenswürdiger sein«, meinte er freundlich. »Erzählen Sie mir doch, wohin Sie fahren wollen.«

Einen Augenblick war sie unentschieden. Sollte sie es ihm sagen oder nicht? Ihre Offenheit siegte.

»Ich lasse mich mit Frank Merrill trauen.«

»Das habe ich mir gedacht. In diesem Fall begleite ich Sie aber zur Kirche und protestiere gegen die Trauung.« Er sprach fast heiter, aber sein vorgeschobenes Kinn verriet, daß er fest zu diesem Schritt entschlossen war.

»Was soll das heißen? Werden Sie doch nicht verrückt, Jasper. Ich lasse mich nicht von meiner Entscheidung abbringen.«

»Ich habe Vollmacht von Mr. Minute, für ihn zu handeln. Wie Sie wissen, ist er Ihr gesetzlicher Vormund, und solange Sie noch nicht einundzwanzig Jahre alt sind, können Sie nicht ohne seine Zustimmung heiraten.«

»Nächste Woche werde ich so alt«, erwiderte sie trotzig.

»Schön, dann warten Sie eben noch bis dahin. Es liegt doch gar kein Grund für diese Eile vor.«

»Sie haben mich in diese Zwangslage gebracht«, sagte sie erregt. »Sie sind ein schrecklicher Mensch. Ich werde Frank heute heiraten!«

»Unter diesen Umständen muß ich zur Kirche gehen und die Eheschließung verhindern. Wenn der Geistliche während des Zeremoniells die Anwesenden fragt, ob sie etwas gegen die Heirat einzuwenden haben, trete ich vor und überreiche ihm meine Vollmacht. Selbst der hartnäckigste Pfarrer kann sich solchen gesetzlichen Gründen nicht verschließen.«

»Warum tun Sie das alles?«

»Weil Sie nicht einen Mann heiraten sollen, der sicher ein Fälscher und wahrscheinlich sogar ein Mörder ist«, entgegnete

Jasper Cole ruhig.

»Ich will derartige Worte nicht hören!« rief sie und stieg in das Taxi.

Jasper folgte ihr ohne weiteres.

»Sie können mich nicht hinauswerfen. Ich weiß auch, wo die Trauung stattfindet, und eine Fahrt in die Vorstädte mache ich ab und zu ganz gern.«

Sie wandte sich schnell nach ihm um.

»Auch nach Silvers Rents?«

Er wurde bleich. »Was wissen Sie denn von Silvers Rents?« fragte er, indem er sich mit großer Mühe wieder faßte.

Sie antwortete nicht, und das Auto hatte schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, bevor sie wieder sprach. »Wollen Sie im Ernst die Trauung verhindern?«

»Gewiß. Ich werde sogar einen Polizisten in die Kirche mitnehmen.«

May war den Tränen nahe.

»Es ist unglaublich! Mein Onkel würde so etwas nie tun –«

»Wollen Sie nicht lieber erst mit ihm sprechen?« Sie war davon überzeugt, daß er seinen Vorsatz durchführen würde, und sie haßte derartig peinliche Auftritte. Auch fürchtete sie das Zusammentreffen der beiden jungen Leute. Plötzlich lehnte sie sich vor und klopfte an das Fenster. Das Taxi fuhr langsamer.

»Sägen Sie dem Chauffeur, daß er zum nächsten Postamt fahren soll. Ich will ein Telegramm aufgeben.«

»Wenn Sie Mr. Frank Merrill telegrafieren wollen, können Sie sich die Mühe sparen«, entgegnete Jasper ruhig. »Das habe ich bereits getan.«

Frank kehrte in erklärlicher Aufregung nach London zurück. Er fuhr direkt zu dem Hotel, hörte aber dort nur, daß die junge Dame mit einem Herrn fortgefahren sei. Er sah nach der Uhr,

und ihm fiel ein, daß er noch verschiedenes auf der Bank zu erledigen hatte, obwohl ihm jetzt nicht der Sinn danach stand.

Als er sich gerade an seinem Schreibtisch niederlassen wollte, trat Mr. Brandon auf ihn zu.

»Ihr Onkel wünscht Sie zu sprechen, Mr. Merril«, sagte er ernst.

Frank zögerte, trat dann aber in das Privatbüro des Direktors. Er sah sich um, als Mr. Brandon die Tür schloß, und wunderte sich, daß er nicht auch eintrat.

John Minute saß in dem ledergepolsterten Sessel, der für die Kunden bereitstand, und sah Frank düster an.

»Setz dich. Ich habe dich sehr viel zu fragen.«

»Auch ich habe einige wichtige Fragen an dich zu stellen, Onkel«, entgegnete Merril ruhig.

»Wenn diese Fragen May betreffen, kannst du sie dir sparen, aber wenn du etwas über Mr. Rex Holland wissen willst, kann ich dir verschiedene Mitteilungen machen.«

Frank schaute ihm offen ins Gesicht.

»Ich verstehe dich nicht ganz, aber ich vermute, daß deine Worte eine unangenehme Bedeutung haben.«

»Frank, du mußt aufrichtig zu mir sein, wie ich es zu dir bin.«

Merril schwieg.

»Ich habe gewisse Tatsachen erfahren, die mir jeden Zweifel an der Identität des geheimnisvollen Mr. Rex Holland genommen haben. Es fällt mir schwer, dies zu sagen, weil ich dich gern habe, wenn ich dir auch nicht immer deinen Willen lassen konnte. Ich wünsche, daß du morgen nach Eastbourne kommst, damit wir uns offen aussprechen können.«

»Was erwartest du denn von mir zu hören?« fragte Frank.

»Du sollst mir die Wahrheit sagen, was du allerdings wahrscheinlich nicht tun wirst.«

Ein flüchtiges Lächeln glitt über Merrills Züge.

»Auf jeden Fall hast du die Absicht, offen mit mir zu reden. Ich weiß nicht genau, worauf du hinauswillst, aber ich vermute, daß es sich um eine unangenehme Sache handelt. Vermutlich hältst du mich für einen Komplizen von Mr. Rex Holland.«

»Ich gehe noch viel weiter«, erwiderte Mr. Minute schnell.
»Ich behaupte, daß du selbst Rex Holland bist!«

Frank lachte laut auf.

»Da gibt es nichts zu lachen«, sagte John Minute streng.

»Deiner Ansicht nach vielleicht nicht, aber von meinem Standpunkt aus erscheint die Sache mehr als lächerlich. Allerdings ist es schwer, hier darüber zu sprechen, und ich nehme deine Einladung nach Weald Lodge deshalb für morgen abend an. Wahrscheinlich willst du nicht zusammen mit einem Schwerverbrecher fahren, der dir jeden Augenblick deine goldene Uhr stehlen könnte.«

»Ich wünschte, du würdest den Fall etwas ernster nehmen. Ich will die Wahrheit ergründen, und wenn du unschuldig sein solltest, würde ich mich nur freuen.«

Frank nickte.

»Gut, das glaube ich dir. Du kannst mich also morgen bestimmt erwarten. Darf ich dich noch um die persönliche Liebenswürdigkeit bitten, die Angelegenheit mit mir nicht in Gegenwart deines Sekretärs zu besprechen? Ich habe das ungewisse Gefühl, daß er hinter der ganzen Sache steckt. Bedenke bitte, daß er ebensogut über Rex Holland Bescheid wissen könnte wie ich. Auf der Bank ist eine Revision vorgenommen worden, und ich weiß wohl, was das zu bedeuten hat. Brandon war in letzter Zeit etwas kühl gegen mich, und ich habe auch verdächtige Blicke von den Angestellten aufgefangen. Ich wäre deshalb nicht erstaunt, wenn du mir erklären würdest, daß meine Bücher nicht in Ordnung sein sollen. Andererseits muß ich auf die Tatsache hinweisen, daß

Jasper genau wie ich zu jeder Tages- und Nachtzeit an die Bücher herankommen und falsche Eintragungen machen kann.«

»Aber ich möchte auch hinzufügen«, fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, »daß ich nicht die Absicht habe, ihn anzuklagen. Er ist die reine Arbeitsmaschine, und ich halte ihn nicht für fähig, systematisch Schecks und Bankbücher zu fälschen. Ich habe seinen Namen nur erwähnt, um darauf hinzuweisen, daß man niemand verdächtigen soll, bevor man nicht die stärksten Beweise für seine Schuld in Händen hat. Meine Unschuld zu beteuern, ist von meinem Standpunkt aus unnötig, wahrscheinlich auch von deinem. Aber auf jeden Fall erkläre ich dir, daß ich nicht mehr von der Sache weiß als du.«

Er lehnte am Schreibtisch und sah seinen Onkel ruhig an. John Minute, der große Menschenkenntnis besaß, empfand jetzt fast Reue über sein scharfes Vorgehen. Aber dieses Gefühl beherrschte ihn nur einen Augenblick.

»Ich erwarte dich also morgen.«

Frank nickte, ging aus dem Büro und verließ die Bank.

Ein paar Stunden später spielte sich eine andere sonderbare Szene in der Nähe von East Grinstead ab. Die Straße führt dort eine Strecke weit durch einsames Heideland, und die Gegend heißt Ashdown Forest.

Am Rande der Straße hielt ein Auto vor einer kleinen Wiese. Der Eigentümer hatte sich etwas entfernt niedergelassen, so daß man ihn von der Chaussee aus nicht sehen konnte. Er trank eine Tasse Tee, die sein Chauffeur zubereitet hatte, und beobachtete den Mann nachdenklich, der den Geschirrkorb packte.

»Kommen Sie zurück, wenn Sie ihn verstaubt haben.«

Feltham legte die Hand an die Mütze und verschwand mit dem Gepäckstück. Nach ein paar Minuten erschien er wieder.

»Setzen Sie sich. Sie halten es sicher für recht merkwürdig, daß ich Ihnen vor ein paar Tagen diesen kleinen Auftrag gab«,

sagte Mr. Rex Holland, legte ein Bein über das andere und lehnte sich an den Baumstamm.

Der Chauffeur lächelte nervös.

»Ja, das kann ich wohl sagen.«

»Sind Sie denn nicht zufrieden mit der Belohnung, die ich Ihnen gegeben habe?«

Feltham wurde unruhig. »Doch, ich bin mit ihr zufrieden.«

»Sie sind in letzter Zeit ein wenig zerstreut. Haben Sie Aufregungen gehabt? Worum handelt es sich denn?«

Der Mann räusperte sich verlegen.

»Ach, es gefällt mir alles nicht.«

»Was, die fünfhundert Pfund, die Sie bekommen haben, gefallen Ihnen nicht?«

»Das meine ich nicht. Aber es ist doch seltsam, daß ich unter Ihrem Namen auftreten und einen Boten zur Bank schicken mußte. Und sobald ich das Geld hatte, mußte ich London verlassen und in das kleine Nest Bilstead fahren.«

»So, das halten Sie für seltsam?«

Feltham nickte.

»Ich habe die Zeitung gelesen«, platzte er heraus.

Mr. Holland sah ihn gedankenvoll an.

»Das dachte ich mir gleich. Und was hat Sie da so interessiert?«

Er zog sein goldenes Etui aus der Tasche und nahm eine Zigarette heraus. Als er dem Blick des Chauffeurs begegnete, schloß er es wieder und schob dem Mann die Zigarette zu.

»Danke.«

»Also, was hat Sie denn nun so besonders aufgeregt?«

Mr. Holland reichte dem Chauffeur ein Streichholz.

»Sehen Sie, ich bin schon in den verschiedensten Stellungen

gewesen«, erwiderte Feltham und blies den Rauch der Zigarette von sich, »aber von so merkwürdigen Geschichten habe ich mich immer ferngehalten. Sie verstehen wohl, was ich damit sagen will.«

»Sie meinen natürlich, von so unehrlichen Dingen?« fragte Mr. Rex Holland liebenswürdig.

»Ja, ganz recht. Und ich bin überzeugt, daß es sich neulich um irgendeinen Schwindel gedreht hat.. Dieser Betrug macht mir große Sorgen. Ich habe meine eigene Personalbeschreibung in der Zeitung gelesen!«

Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und er machte ein verzweifelteres Gesicht.

»Eine solche Auszeichnung wird nur wenigen von uns zuteil«, meinte Mr. Holland freundlich. »Sie können sich sehr geehrt fühlen. Und was wollen Sie nun tun?«

Der Mann sah sich nach rechts und nach links um, als ob er einen Freund suchte, der ihm einen guten Rat geben könnte.

»Es bleibt mir nur eins übrig – ich muß mich der Polizei stellen.«

»Und mich dadurch auch verraten!« entgegnete Mr. Holland mit einem kurzen Lachen. »Nein, mein lieber Feltham, daraus wird nichts. Hören Sie einmal zu, ich will Ihnen etwas erzählen. Vor ein paar Wochen hatte ich einen sehr brauchbaren Diener-Chauffeur, ähnlich wie Sie. Er war tüchtig und kam auch aus dem Ausland – soviel ich weiß, aus Schweden. Er trat seine Stellung bei mir unter denselben Bedingungen an wie Sie, aber leider hielt er sich nicht vollkommen an meine Instruktionen. Ich ertappte ihn eines Tages dabei, wie er ein paar Schmuckstücke von nicht allzu großem Wert entwendete. Statt sich zu entschuldigen, sagte er mir, daß er wisse, wer ich sei. Das darf aber niemand wissen.

Er hatte mich in West End gesehen und meine Identität feststellen können. Er versuchte sogar, sich mit jemand in

Verbindung zu setzen, der mir sehr gefährlich hätte werden können, falls er erfahren hätte, wer ich in Wirklichkeit bin. Ich versprach, ihm eine andere Stellung zu beschaffen, aber er hatte schon selbst den Entschluß gefaßt zu gehen und bereits eine Annonce aus einer Zeitung ausgeschnitten. Ich verabschiedete mich sehr liebenswürdig von ihm und wünschte ihm Glück für die Zukunft. Er machte sich auf den Weg zu der Wohnung des betreffenden Herrn und rauchte dabei eine meiner Zigaretten, genau wie Sie jetzt. Und er hat sie weggeworfen wie Sie, als sie anfang, bitter zu schmecken.«

»Hören Sie«, sagte Feltham und erhob sich mühsam, »wenn Sie sich irgendwelche Tricks mit mir erlauben –«

Mr. Holland beobachtete ihn gespannt.

»Ich sage Ihnen, wenn Sie –«, fuhr der Chauffeur mit belegter Stimme fort, »dann –«

Plötzlich fiel er vornüber aufs Gesicht und blieb reglos liegen. Mr. Holland durchsuchte die Taschen des Mannes, ging dann vorsichtig zur Straße zurück, stieg ins Auto und fuhr in schnellem Tempo nach Süden.

Polizist Wiseman wohnte in einem kleinen Haus an der Bexhill Road und wurde von seiner Familie in jeder Beziehung bewundert und verehrt.

»Mein Vater ist Polizist«, rühmten sich seine beiden kleinen Jungen, und sie wurden von ihren Altersgenossen und Spielkameraden auch dementsprechend respektiert, denn ihr Vater galt nicht nur in seinem kleinen Kreise, sondern im ganzen Dorf als wichtige Persönlichkeit.

Obgleich er die Uniform der Provinzbeamten trug, war er doch ein Polizist aus der Stadt, und das ist etwas anderes als ein Polizist vom Lande. Solche Leute haben viel mehr mit Verbrechen zu tun gehabt und besitzen eine bedeutend größere Erfahrung als ein Mann, der auf dem Lande Dienst tut, wo in stillen, ruhigen Dörfern friedliche Menschen wohnen, die das Gesetz achten. In solchen Gegenden geraten höchstens dann und wann die Hunde aneinander, oder ein Fall von Wilddieberei unterbricht einmal das eintönige Leben.

Man hielt Wiseman deshalb für einen klugen und fähigen Menschen, der schon manches Problem gelöst hatte.

An einem Sommerabend saß er zu Hause am gedeckten Tisch. Die Kinder hatten sich mit Tee und Butterbrot zu begnügen, aber der Familienvater bekam seiner hohen Stellung entsprechend bedeutend besseres Essen. Mr. Wiseman erzählte bei diesen Gelegenheiten gewöhnlich von seinen Taten, und seine Frau unterbrach die einzelnen Kapitel seiner Autobiographie mit Zwischenrufen des Erstaunens und der Bewunderung. Polizist Wiseman sprach immer über sich selbst, weil er kein interessanteres Thema kannte.

Auch an diesem Abend berichtete er, was er tagsüber getan

hatte. Was er zu dem Vagabunden gesagt hatte, was der Vagabund zu ihm gesagt hatte, welche Entschuldigung Bäcker Beggin dafür vorgebracht hatte, daß er Pferd und Wagen ohne Aufsicht auf der Straße hatte stehenlassen, wie betrunken einige Männer gewesen waren, die aus der Kneipe an der Chaussee hinausgeworfen worden waren, und daß er ihnen den Rat gegeben hatte, nach Hause zu gehen, solange es noch hell und sicher sei.

Seine Frau hatte stets den Eindruck, daß Eastbourne infolge der unermüdlichen Tätigkeit ihres Mannes eine wohlbeschützte und behütete Gemeinde sei. Was wäre nur geschehen, wenn das Auto, das neulich mit verbotener Geschwindigkeit durch den Ort raste, ihren Mann überfahren hätte und er nicht im letzten Augenblick geistesgegenwärtig aus dem Weg gesprungen wäre?

In einiger Entfernung vom Ort war ein schweres Verbrechen begangen worden, und Beamte von Scotland Yard sollten den Fall aufklären. Polizist Wiseman beklagte sich bitter, daß ihm die Sache aus den Händen genommen worden war. Er sprach mit solcher Überzeugung, daß alle Leute glauben mußten, die Angelegenheit wäre längst geklärt worden, wenn er den Fall bearbeitet hätte.

»Wozu schicken sie überhaupt diese fremden Leute her?« sagte er. »Die verstehen die Zusammenhänge doch nicht. Sie kennen niemand hier und müssen immer fragen, um klug zu werden. Ich spreche ja niemals über Dienstgeheimnisse, aber das kann ich euch sagen: In ein paar Tagen werdet ihr etwas hören! Und zwar betrifft es die gute Gesellschaft, wenn man den alten Minute dazu rechnen darf, was ich aber noch bezweifeln möchte.«

»Was du nicht sagst!« erwiderte Mrs. Wiseman erstaunt.

Ihr Mann nickte ernst.

»Ich weiß, daß es in der Familie Unstimmigkeiten gibt. Soweit ich informiert bin, handelt es sich um einen großen Streit

zwischen dem jungen Mr. Merrill und dem Alten. Es sind schon Leute von Scotland Yard wegen der Sache im Haus gewesen. Wenn sie mich fragen würden, könnte ich ihnen ja genug wichtige Dinge berichten. Ich habe gesehen, wie der Junge den Alten anschaute, als ob er ihn umbringen wollte. Du würdest es kaum glauben, aber es ist noch gar nicht so lange her. Der Alte hat doch Merrill immer schlecht behandelt, als er hier bei ihm Privatsekretär war. In meiner Gegenwart hat er ihn ausgeschimpft und ihn einen unbrauchbaren, verrückten Narren genannt, als ich damals hinkam und ihn wegen des rauchenden Kamins zur Rede stellte – also verlaßt euch darauf, nächster Tage passiert da etwas!«

Später verließ er sein Haus in der besten Stimmung, denn er war mit sich und der Welt zufrieden.

Wie viele andere Polizisten, die abends auf Streife gehen, hatte auch er während dieser Zeit über manches nachzudenken.

Beim Abendappell der Polizisten des Bezirks war erzählt worden, daß Sergeant Smith den Dienst quittieren müsse, und einige wollten sogar wissen, daß er schon entlassen worden sei. Aber er erschien, und alle Augen richteten sich natürlich auf ihn. Seine Haltung und sein Aussehen bestätigten das Gerücht in jeder Weise. Die Sache war auch nicht überraschend gekommen, denn der etwas mürrische Beamte war schon immer in Schwierigkeiten gewesen. Zweimal war er vor den Polizeipräsidenten der Grafschaft gerufen worden – einmal weil er seine Pflichten vernachlässigt hatte, das zweitemal, weil er im Dienst betrunken gewesen war. Aber jedesmal war das Verfahren gegen ihn niedergeschlagen worden. Einige meinten, er habe sehr einflußreiche Freunde, aber es war doch wahrscheinlicher, daß man ihn wegen seiner sonstigen Tüchtigkeit hielt, denn er war als Polizist erstklassig. Fast instinktiv ahnte er manchmal die Zusammenhänge bei Verbrechen, und er war auch völlig ohne Furcht. Das hatte er bei verschiedenen wichtigen Anlässen bewiesen.

Sein letztes Vergehen war aber zu schwer, als daß man es hätte übersehen können. Der vorgesetzte Inspektor hatte die einzelnen Polizeiposten kontrolliert und ihn nicht gefunden. Nach längerem Suchen traf er ihn endlich vor einer Kneipe. Daraus hätte man ihm nun an und für sich keinen Vorwurf machen können, denn das Wirtshaus lag noch innerhalb seines Amtsbereiches. Aber die näheren Umstände, unter denen er angetroffen wurde, waren denn doch allzu belastend. Er hatte vorher mit anderen Leuten gezecht, hatte sich betrunken, war mit einem Mann in Streit geraten, und als der Inspektor kam, focht Smith gerade auf offener Straße einen Boxkampf mit ihm aus. Er hatte den Rock abgelegt und war bei der dritten Runde. Ein großer Kreis von Zuschauern hatte sich um die beiden Kämpfenden gebildet.

Nach diesem Abenteuer war der Sergeant nicht mehr zu halten, obwohl er alles aufbot, um durch den Einfluß anderer Leute etwas zu erreichen.

Mit John Minute hatte er eine sehr erregte Unterhaltung gehabt, und er war auf dem Weg, ihn noch einmal in dieser Angelegenheit aufzusuchen.

Polizist Wiseman, der sich auf seiner Streife auf der Chaussee nach London befand, dachte gerade über die Entlassung des Sergeanten nach, als sein Vorgesetzter plötzlich vor ihm auftauchte. Smith kam mit dem Rad auf ihn zu, erreichte ihn an einem Kreuzweg, wo Wiseman einen Augenblick stehengeblieben war, und sprang ab. Der Polizist bemerkte sofort, daß der Mann wieder getrunken hatte.

»Wo sind Sie heute abend um zehn?« fragte Smith.

Wiseman sah ihn nachdenklich an.

»Um zehn bin ich bei der großen Kirchhofstür.«

Smith sah sich nach allen Seiten um.

»Ich fahre zu Mr. Minute, weil ich ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen muß. Sie brauchen aber nicht

weiterzuerzählen, daß ich Sie getroffen habe.«

»Geht mich ja auch nichts an. Ich kümmere mich nur um meine eigenen Angelegenheiten.«

Smith nickte, schwang sich auf sein Rad, wendete und fuhr mit großer Geschwindigkeit in der Richtung nach Weald Lodge davon. Er machte kein Geheimnis aus seinem Besuch, benutzte den Kiesweg, klingelte am Eingang und sagte dem Diener mit lauter Stimme, daß er Mr. Minute sprechen wolle.

Der Millionär empfing ihn in der Bibliothek, wo ihre Unterredungen gewöhnlich stattgefunden hatten. Er wartete, bis der Diener gegangen war und die Tür geschlossen hatte.

»Also, Crawley, es hat doch gar keinen Zweck, daß Sie noch einmal kommen. Ich kann in dieser Sache nichts für Sie tun.«

Der Sergeant setzte seinen Helm auf den Tisch, ging zu einem niedrigen Seitentisch, auf dem ein Tablett mit einer Whiskyflasche und Gläsern stand, und goß sich, ohne zu fragen, ein großes Glas ein.

John Minute beobachtete ihn und ließ ihn gewähren. Früher, in Südafrika, hatte man auch nicht erst lange gewartet, bis man zu einem Glas Whisky eingeladen wurde.

Smith trank das Glas in einem Zug aus und wischte sich dann den Schnurrbart mit dem Taschentuch.

»So, Sie können nichts tun in meiner Angelegenheit?« fragte er und ahmte den Tonfall Minutes nach. »Nun, ich werde Ihnen schon zeigen, daß Sie doch etwas tun können und auch tun werden!«

Er hob die Hand, um Minute, der etwas sagen wollte, das Wort abzuschneiden.

»Es hat keinen Zweck, wieder mit der alten Leier anzufangen, daß Sie mich ins Gefängnis bringen können. Das tun Sie ja doch nicht. Sie würden sich höchstens blamieren, wenn Sie vor Gericht gegen mich aussagten, denn es würden recht

unangenehme Dinge ans Tageslicht kommen. Außerdem liegt die Affäre schon zu lange zurück.«

»Ich weiß aber einen Platz, der nicht so weit entfernt ist wie Rhodesien.« Minute richtete sich auf und maß Crawley mit einem harten Blick. »Da gibt es zum Beispiel Felixstowe oder Cromer. Ich habe mich nämlich inzwischen mit einem gewissen Mr. Saul Arthur Mann unterhalten, den Sie vielleicht kennen.«

»Saul Arthur Mann?« wiederholte der Sergeant langsam. »Von dem habe ich noch nie gehört.«

»Aber er hat von Ihnen gehört. Bei der Gelegenheit habe ich einmal etwas von Ihrer Tätigkeit in England erfahren. Ich muß sagen, es war eine ganz hübsche Liste recht unangenehmer Vergehen, ja Verbrechen, die Sie begangen haben. Die Geschichten in Rhodesien mögen ja so weit zurückliegen, daß sie zum Teil verjährt sind, aber nicht Ihre Erpressungen in letzter Zeit. Ein paar Tatsachen, die ich erfahren habe, interessieren Sie vielleicht. Ich weiß zum Beispiel das mir vorher unbekannte Datum, an dem Sie nach England zurückkamen. Ich weiß auch, wie Sie Ihren Lebensunterhalt bestritten, bevor Sie mich fanden. Ich bin orientiert über die Aktien einer Goldmine in Rhodesien, die überhaupt nicht existiert, die Sie aber einem nicht sehr intelligenten Herrn in Cromer und einer Dame in Felixstowe verkauften. Die Aktien befinden sich jetzt in meinem Besitz, und sie tragen Ihre Unterschrift. Außerdem habe ich noch Briefe und Quittungen, die Sie in derselben sagenhaften Eigenschaft als Direktor einer Goldmine unterzeichnet haben. Ich habe zwar viel Geld daran wenden müssen, aber die Sache war es wert.«

Crawleys Züge waren wutverzerrt, und er ging drohend auf Minute zu. Aber er wich wieder zurück, denn der Millionär hatte den Revolver gezogen, den er stets bei sich trug.

»Bleiben Sie ruhig auf der anderen Seite des Zimmers, Crawley. Sie könnten sich sonst vergessen.«

»Sie haben also meine Personalakten?« rief Smith mit einem häßlichen Fluch. »Vielleicht haben Sie da auch Ihren Trauschein und die Geburtsurkunden Ihrer Kinder gefunden, die Sie mit ihrer Mutter hilflos in Elend und Armut zurückließen?«

»Machen Sie, daß Sie hinauskommen, solange Sie noch sicher sind«, sagte Minute mit gefährlicher Ruhe.

Der stahlharte Blick des Millionärs brachte den halbbetrunkenen Sergeanten zur Besinnung. Mit einem gezwungenen Lachen wandte er sich um, nahm seinen Helm und ging.

Polizist Wiseman, der sich auf dem Rückweg befand, sah, wie der Sergeant auf seinem Rad aus dem großen Parktor von Weald Lodge fuhr und sich zur Stadt wandte. Er schaute auf die Uhr. Es war genau fünf Minuten nach halb acht. Bei seiner späteren Vernehmung erklärte er, daß er Smith um sieben Uhr fünfundvierzig habe treffen wollen und neugierig gewesen sei, ob sein Vorgesetzter rechtzeitig zurückkehren werde.

Ein staubbedeckter offener Sportwagen fuhr in den Hof des Star-Hotels in Maidstone ein. Der Mann am Steuer trug einen Staubmantel und eine Autokappe. Er stieg aus und übergab dem Garagenwärter den Wagen mit dem Auftrag, ihn zu reinigen, mit einer bestimmten Menge Benzin zu versehen und für den nächsten Morgen zur Abfahrt bereit zu halten. Der Mann erhielt im voraus ein reichliches Trinkgeld.

Der Fremde mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart nahm die große Sonnenbrille nicht ab, als er in das Hotel trat und zwei Zimmer belegte. Man konnte deshalb sein Gesicht nicht genau erkennen. Das Essen ließ er sich nach oben kommen, und der Kellner bemerkte dabei, daß der junge Mann die Sonnenbrille immer noch trug. Nachdem wunschgemäß alle Speisen zu gleicher Zeit serviert worden waren, sagte der Gast, daß er nicht gestört werden wolle, wenn er sich nicht selbst melde.

Als der Kellner später auf ein Klingelzeichen wieder

hineinging, war das Wohnzimmer leer, aber die Verbindungstür zum Schlafzimmer stand offen, und er erhielt von dort aus den Auftrag, das Frühstück um sieben Uhr aufs Zimmer zu bringen.

Als der Fremde am nächsten Morgen seine Rechnung bezahlte, trug er wieder die Sonnenbrille. Dem Garagenwärter gab er noch ein größeres Trinkgeld, dann fuhr er ab. Allem Anschein nach nahm er die Straße nach London, aber später am Tage wurde sein Auto auf dem Weg nach Paddock Wood und nachher in Tonbridge gesehen. Dort hielt er, etwa einen Kilometer vor der Stadt, vor einem kleinen Restaurant und ließ sich belegte Brote und Tee ins Auto bringen.

Am Spätnachmittag beobachtete man den Wagen in Uckfield. Beim Vergleich all dieser Nachrichten kam die Polizei zu der Ansicht, daß der Mann eigentlich nur die Zeit hatte totschlagen wollen und zu seinem Vergnügen umhergefahren war.

In Tonbridge hatte er mit der Inhaberin des kleinen Lokals eine Unterhaltung. Sie war eine redselige Witwe und sprach mit ihren Gästen gern über Tagesneuigkeiten.

»Ich habe heute noch keine Zeitung gelesen«, sagte Rex Holland höflich. »Ich war in so großer Eile, daß ich noch nicht dazu kam, mir ein Blatt zu kaufen.«

»Ich kann Ihnen aushelfen«, entgegnete sie eifrig. »Über dieses neue Verbrechen müssen Sie unbedingt lesen.«

»Ach, meinen Sie den toten Chauffeur?« fragte Rex Holland interessiert, da die Frau diesen Fall schon vorher erwähnt hatte.

»Ja, er wurde in Ashdown Forest ermordet. Ich bin selbst schon oft durch die Gegend gefahren.«

»Woher wissen Sie denn, daß es ein Mord war?«

Nun öffneten sich die Schleusen ihrer Beredsamkeit. Die Frau wußte viel zu erzählen, da ihr Schwager Parkwächter bei Lord Ferring war und ein Kollege dieses Mannes den Toten gefunden hatte. Bei der Untersuchung hatte sich herausgestellt, daß die

Polizei den Chauffeur in Verbindung mit einem Bankraub gesucht hatte. Ein paar Tage vorher war darüber in der Zeitung berichtet worden.

»Wirklich interessant«, meinte Mr. Holland und nahm ihr das Blatt aus der Hand.

Er las die Berichte genau und entnahm ihnen mit besonderem Interesse den Hinweis, daß die Polizei auf einer wichtigen Spur sei und einen Mann im Verdacht habe, der mit dem Chauffeur gesehen worden sei. Der indiskrete Zeitungsberichterstatter erwähnte sogar, daß die Polizei im Besitz einer Fotografie war, die den Chauffeur neben dem Auto zeigte, und daß dieses Bild vervielfältigt worden sei.

Mr. Rex Holland war sehr zufrieden. Bei der Durchsuchung der Taschen des Chauffeurs hatte er ebenfalls Abzüge der Aufnahme gefunden. Der Wagen, in dem er zur Zeit fuhr, war natürlich ein anderer als der abgebildete. Einen Kilometer hinter Uckfield hatte man bereits alle Spuren des Autos und seines Besitzers verloren.

An dem Abend, an dem Polizist Wiseman um sieben Uhr fünfunddreißig den Sergeanten Smith gesehen hatte und an dem Mr. Rex Holland in Uckfield beobachtet worden war, kam Frank Merrill mit dem Londoner Zug um neun Uhr zwanzig in Eastbourne an. Er war einer der letzten, die die Personensperre passierten.

Als er den Ausgang erreicht hatte, vermißte er zu seinem Ärger seine Fahrkarte. Vergeblich durchsuchte er alle Taschen seines Anzuges und seines Mantels.

»Da muß ich die Fahrt eben noch einmal bezahlen«, meinte er schließlich lächelnd. »Aber vielleicht sind Sie so gut und sehen vorher noch einmal bei mir nach.«

Der gutmütige Beamte, der Frank persönlich kannte, erfüllte seinen Wunsch. Als auch er nichts fand, begleitete Frank ihn zum Bahnhofsbüro. Dort legte er den Inhalt all seiner Taschen

auf den Tisch: Geld, Brieftasche, Zigarettenetui und einige Kleinigkeiten.

»Ich muß die Karte aber bei mir haben!«

Plötzlich lachte er laut auf.

»Ach, ich habe sie ja an meinen Hut gesteckt!«

Er nahm ihn ab und überreichte dem Beamten eine Fahrkarte erster Klasse von London nach Eastbourne.

In einem Taxi fuhr er nach Weald Lodge. Er entließ den Chauffeur vor dem Parktor. Nach übereinstimmender Aussage des Chauffeurs und des Polizisten Wiseman, an dem der Wagen vorbeigefahren war, geschah das um neun Uhr vierzig.

Mr. Minute war zu dieser Zeit allein. Während der Unterredung mit seinem Neffen wollte er vor allem keine Dienstboten im Hause haben. Er betrachtete diese Leute immer als Spione, die nur darauf ausgingen, ihn zu belauschen, und sein Mißtrauen war vielleicht zum Teil gerechtfertigt.

Um neun Uhr fünfzig, also zehn Minuten nach Franks Ankunft, näherte sich aus der entgegengesetzten Richtung ein Wagen mit hellen Scheinwerfern und hielt vor dem Tor von Weald Lodge. Polizist Wiseman war in der Nähe und beobachtete, wie ein Mann eilig ausstieg und dann schnell im Park verschwand.

Wiseman ging langsam die Chaussee entlang auf das Haus zu. Um neun Uhr dreiundfünfzig befand er sich dem Hauptgebäude gegenüber und sah einen Augenblick in einem der oberen Fenster Licht aufblitzen. Gleich darauf fielen kurz nacheinander zwei Schüsse, und er hörte einen gellenden Schrei. Eine Sekunde lang stand er wie gelähmt, aber dann schwang er sich über die Mauer, bahnte sich einen Weg durch das Gesträuch und kam auf den offenen Rasen. Heller Lichtschein fiel aus der Glastür der Bibliothek.

Wiseman eilte in das Zimmer, blieb aber plötzlich stehen.

John Minute lag auf dem Boden, und der Polizist brauchte kein Arzt zu sein, um zu erkennen, daß der Millionär tot war. Neben ihm lag eine schwere Armeepistole. Mechanisch bückte sich Wiseman, nahm die Waffe auf und faßte dann den anderen Mann scharf ins Auge, der sich noch in dem Raum befand.

»Das ist eine böse Sache, Mr. Merril«, sagte er schließlich.

Frank hatte sich über seinen Onkel gebeugt, als der Polizist eintrat. Aber jetzt richtete er sich auf. Er sah bleich aus, war aber vollkommen gefaßt und ruhig.

»Ich hörte, wie die Schüsse fielen, und kam schnell herein«, erwiderte er.

»Bleiben Sie stehen, wo Sie augenblicklich sind«, entgegnete der Polizist und trat schnell auf den Rasen hinaus. Lang und schrill tönte seine Alarmpfeife. Dann kehrte er zur Bibliothek zurück.

»Das ist wirklich eine böse Sache, Mr. Merril«, wiederholte er.

»Da haben Sie recht«, entgegnete Frank leise.

»Ist das Ihre Waffe?«

Frank schüttelte den Kopf.

»Nein, ich habe die Pistole vorher noch nie gesehen.«

Wiseman dachte so schnell, wie es ihm möglich war. Zweifellos hatte dieser unglückliche junge Mann die beiden Schüsse abgefeuert, die Mr. Minute getötet hatten.

»Bleiben Sie hier«, sagte er noch einmal.

Er kam sich außerordentlich wichtig vor, trat wieder auf den Rasen hinaus und ließ seine Signalpfeife zum zweitenmal ertönen. Dann ging er über den Rasen zur Zufahrtsstraße und weiter in Richtung auf die Chaussee. Er hatte kaum ein Dutzend Schritte gemacht, als er eine dunkle Gestalt durch die Sträucher schleichen sah. Im nächsten Augenblick packte er den Mann, leuchtete ihm mit seiner Taschenlampe ins Gesicht, ließ ihn dann aber sofort wieder los.

»Ich bitte um Verzeihung, Sergeant«, sagte er verwirrt.

»Was ist denn los?« fragte Crawley unwirsch. »Was haben Sie denn?«

Er sah verstört und bleich aus, und Wiseman betrachtete ihn höchst verwundert.

»Ich wußte nicht, daß Sie es sind«, entgegnete er.

»Was ist denn los?« fragte der Sergeant noch einmal, aber seine Stimme klang rau und unnatürlich.

»Ein Mord – der alte Minute ist erschossen worden.«

Crawley taumelte einen Schritt zurück.

»Um Himmels willen! Minute ist ermordet? Dann hat er es getan – es war kein anderer als dieser junge Teufel!«

»Kommen Sie doch mit und sehen Sie sich die Sache an«, schlug Wiseman vor, der allmählich seine Fassung wiederfand. »Ich habe den Neffen gefaßt.«

»Nein, ich brauche den Toten nicht zu sehen. Gehen Sie sofort zurück. Ich hole noch einen anderen Polizisten und den Arzt.«

Er ging mit unsicheren Schritten dem Ausgang zu, und Wiseman kehrte zur Bibliothek zurück.

Frank hatte sich in einen Sessel gesetzt und schaute auf den Toten. Er richtete sich aber auf, als der Polizist eintrat.

»Was haben Sie unternommen?« fragte er.

»Der Sergeant holt den Arzt und noch einen anderen Polizisten«, erwiderte Wiseman ernst und düster.

»Ich fürchte, es ist zu spät. Er ist bereits – was ist denn das?«

Aus der Ferne hörte man ein Klopfen und eine schwache Stimme, die um Hilfe rief.

»Was ist das?« flüsterte Frank noch einmal.

Wiseman ging durch die offene Tür zum Fuß der Treppe und lauschte. Das Geräusch kam aus dem oberen Stockwerk. So schnell er konnte, stürmte er die Treppe hinauf und horchte

wieder.

Jemand schlug mit den Fäusten gegen die Tür eines Zimmers, das am Ende des Korridors lag. Der Schlüssel stak von außen im Schloß. Wiseman öffnete und drehte das Licht an.

»Kommen Sie heraus«, befahl er.

Jasper Cole taumelte zitternd und verwirrt auf den Gang.

»Ein Mann hat mich mit einem Sandsack auf den Kopf geschlagen«, sagte er mit gepreßter Stimme. »Ich habe die Schüsse gehört – was ist denn geschehen?«

»Mr. Minute ist ermordet worden.«

Cole lehnte sich an die Wand, um sich zu stützen. Sein Gesicht zuckte.

»Was – ermordet? Das ist doch unmöglich!«

Der Polizist nickte. Er hatte inzwischen den elektrischen Schalter gefunden, und der Korridor war nun hell erleuchtet.

Cole fand langsam seine Fassung wieder.

»Wo ist er denn?« fragte er.

Wiseman führte ihn die Treppe hinunter zur Bibliothek. Ohne Frank eines Blickes zu würdigen, neigte sich Cole über den Toten und betrachtete ihn lange. Dann wandte er sich plötzlich an Merril.

»Sie haben das getan! Ich hörte Ihre Stimme und dann die Schüsse. Ich hörte, wie Sie ihm drohten!«

Frank sagte nichts. Er schaute Jasper nur an, und in seinem Blick lag eine namenlose Verachtung.

Mr. Saul Arthur Mann stand am Fenster seines Büros und sah düster auf den lebhaften Verkehr in der Straße hinunter. May, die seine Hilfe suchte, glaubte schon, daß er ihre Anwesenheit vergessen hätte.

Die fahle Blässe ihres Gesichts wurde durch ihr schwarzes Kleid noch betont. Die schrecklichen Ereignisse, die jetzt eine Woche zurücklagen, hatten sie sehr mitgenommen. Sie hatte keine Nacht geschlafen und war in einer verzweifelten Stimmung, obwohl alle Leute sehr teilnehmend und freundlich zu ihr gewesen waren. Jasper behandelte sie besonders zart und behutsam, und sein Einfluß auf sie war so stark, daß sie ihm nicht böse sein konnte, obwohl sie wußte, daß er der Hauptzeuge gegen Frank war.

Jasper Cole sprach vorurteilsfrei und ohne jede Bitterkeit über Frank, und doch war er überzeugt, daß Merrill seinen Onkel getötet hatte. In May überschattete Trauer alle anderen Gefühle, aber sie war doch so gefaßt, daß sie ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Cole überdenken konnte, der Tag und Nacht daran arbeitete, den Mann ins Verderben zu bringen, der sie liebte. Sie konnte sich selbst nicht verstehen, und noch viel weniger verstand sie Jasper.

Wieder sah sie zu Mr. Mann hinüber, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte. Nach einer Weile wandte er sich um und kam langsam auf sie zu. Ein ernster Ausdruck lag auf seinem sonst so heiteren Gesicht.

»Ich habe über dieses Problem mehr nachgedacht als über irgendeine andere Frage, die mich jemals beschäftigt hat. Und ich bin davon überzeugt, daß Mr. Merrill zu Unrecht angeklagt ist. Ich werde seinem Verteidiger mehrere Tatsachen an die Hand geben, die zu seinen Gunsten sprechen und seine

Verurteilung unmöglich machen, ja sogar seine Unschuld beweisen. Die Sache sieht bestimmt nicht so hoffnungslos aus, wie Sie glauben. Der Staatsanwalt wird wahrscheinlich die Fälschung in den Büchern vorbringen, um auf diese Weise ein Motiv für den Mord zu konstruieren. Inspektor Nash untersucht den Fall. Er hat mir versprochen, heute um vier Uhr zu mir zu kommen.« Er sah auf seine Uhr. »Es fehlen noch drei Minuten. Wissen Sie noch etwas, was zur Aufklärung beitragen könnte?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das ganze Gebäude, das die Staatsanwaltschaft aufbaut, kann ich zu Fall bringen«, fuhr Mr. Mann fort. »Aber ich kann nicht den wirklichen Mörder finden, wenigstens nicht mit Bestimmtheit. Man kann ihn eigentlich nur unter drei Leuten suchen. Entweder ist es Sergeant Crawley, der hier unter dem Namen Smith lebt und nach dessen Vergangenheit sich Mr. Minute eingehend erkundigt hat, oder Jasper Cole, Mr. Minutes Sekretär, oder –«

Er zuckte die Schultern. Es war ja nicht nötig, den dritten zu nennen, der in Verdacht stand.

Es klopfte, und ein Mann meldete Inspektor Nash.

Der Beamte von Scotland Yard begrüßte Mr. Mann mit einem kurzen Kopfnicken und lächelte May Nuttall zu.

»Sie wissen ja, wie die Sache liegt, Inspektor«, begann Mr. Mann kurz und sachlich. »Ich habe Sie hergebeten, um ein paar Punkte mit Ihnen zu besprechen, die wir beide wohl schnell in Ordnung bringen können.«

»Das ist allerdings ganz gegen die Gewohnheit. Aber da man im Präsidium nichts dagegen hat, will ich Ihnen alles sagen, was ich über den Fall weiß. Ich glaube allerdings nicht, daß ich Ihnen etwas Neues erzählen kann.«

»Halten Sie Mr. Merril für den Täter?« fragte May.

Nash hob die Augenbrauen und runzelte die Stirn.

»Alles spricht eigentlich dafür. Denken Sie doch nur an den großen Bankbetrug. Mr. Merrill waren die Bücher zugänglich, und er war eigentlich der einzige, der die Zahlen hätte fälschen und die Beträge hätte umbuchen können, ohne daß es sofort bemerkt wurde. Es müssen in dieser Beziehung zwar noch einige Punkte geklärt werden, aber da haben wir doch das Motiv zur Tat, und wenn man das einmal nachweisen kann, hat man schon viel gewonnen. Der Fall liegt allerdings nicht sehr klar, das muß ich zugeben. Je mehr ich mich mit ihm beschäftige, desto größere Rätsel finde ich. Ich habe den Polizisten Wiseman vernommen, und er schwört, daß er in dem Augenblick, in dem die Schüsse fielen, einen Lichtschein in einem oberen Fenster sah. Dazu kommen noch die Aussagen Mr. Coles, der in sein Zimmer gegangen war, weil Mr. Minute allein mit seinem Neffen sprechen wollte. Er behauptet, daß jemand leise die Tür geöffnet und mit einer Taschenlampe in den Raum geleuchtet habe.«

»Was hat Cole denn im Dunkeln gemacht?« fragte Mr. Mann schnell.

»Er gab an, daß er sich aufs Bett legte, weil er Kopfschmerzen hatte. Als er das Licht sah, sprang er auf und ging zur Tür. Dort traf ihn ein Schlag auf den Kopf. Die Tür wurde zugeworfen und der Schlüssel von außen umgedreht. Während er vom Bett zur Tür ging, hörte er, daß Mr. Merrill seinen Onkel bedrohte; dann folgten die Schüsse. Gleich darauf verlor er das Bewußtsein.«

»Eine sonderbare Geschichte«, meinte Saul Arthur Mann trocken. »Wirklich, eine sonderbare Geschichte!«

May empfand den unerklärlichen und ihr völlig unbegreiflichen Wunsch, Jasper gegen die Anspielungen dieser Leute zu verteidigen, aber sie beherrschte sich und schwieg.

»Ich glaube nicht, daß seine Angaben ohne weiteres stimmen«, erklärte der Inspektor offen. »Aber das ist natürlich nur eine

Bemerkung unter uns. Auf der anderen Seite haben wir das seltsame Verhalten des Sergeanten Smith.«

»Wo ist Smith jetzt?« fragte Mr. Mann.

Nash zuckte die Schultern.

»Verschwunden! Aber wir werden ihn schon früher oder später finden. Die merkwürdigste Person in diesem Fall ist eigentlich die vierte, die in dem Auto ankam. Es muß Mr. Rex Holland gewesen sein. Wir haben jetzt eine ziemlich genaue Personalbeschreibung von ihm.«

»Ich auch«, erwiderte Mr. Mann ruhig. »Aber ich habe ihn noch mit keinem Menschen identifizieren können, dessen Personalakten in meiner Registratur stehen.«

»Auf jeden Fall war es sein Auto.«

»Und er war der Mörder«, entgegnete Mr. Mann mit Nachdruck. »Ich zweifle nicht im mindesten daran, und wenn Sie ehrlich sind, Inspektor, so haben Sie dieselbe Meinung.«

»Ich bezweifle prinzipiell alles«, sagte Nash diplomatisch.

»Was hat man denn in dem Wagen gefunden?« fragte der kleine Herr lebhaft.

»Ich fürchte, das ist eins der wenigen Dinge, die ich Ihnen nicht sagen darf«, erwiderte der Beamte lächelnd.

»Dann will ich es Ihnen mitteilen.« Mr. Mann ging zu seinem Schreibtisch und nahm ein Schriftstück aus einer Schublade. »In dem Wagen befanden sich zwei Reisedecken, zwei Mäntel, ein weißer und ein brauner, und zwei Autobrillen. Ferner ein Paket Patronen, von denen sechs herausgezogen waren, eine lederne Pistolentasche, eine Gartenschaufel und mehrere andere Kleinigkeiten, die nicht wichtig sind.«

Inspektor Nash fluchte.

»Ich möchte nur wissen, wie Sie immer alles herausbringen«, sagte er aufgeregt. »Das Auto ist nicht durchsucht worden, bevor die Polizei erschien. Und außer mir und Sergeant

Mannerling weiß niemand, was darin war.«

Saul Arthur Mann lächelte triumphierend.

»Sie sehen aber, daß ich es auch weiß«, meinte er selbstzufrieden. »Und das spricht doch vor allem zu Merrils Gunsten.«

»Ja«, gab der Inspektor zu. Dann lachte er plötzlich.

»Was amüsiert Sie denn so?« fragte der kleine Herr argwöhnisch.

»Ich mußte eben an einen Polizisten denken, der sich über den Fall den Kopf zerbricht und ungeheuerliche Theorien aufstellt.«

»Ach, Sie meinen Wiseman«, erwiderte Mr. Mann grinsend. »Den habe ich natürlich auch ausgefragt. Wissen Sie, an dem ist ein großer Detektiv verlorengegangen.«

»Darüber bin ich nicht weiter traurig. Wiseman ist fest davon überzeugt, daß Merrill der Täter war. Und ich glaube ja auch, daß es Ihnen schwerfallen dürfte, den Geschworenen klarzumachen, daß er es nicht war. Wie Merrill sagt, hatte sein Onkel ihn um seinen Besuch gebeten. Sie sprachen einige Minuten zusammen, aber dann fühlte sich Mr. Minute plötzlich nicht wohl, Merrill ging darauf ins Speisezimmer, um ein Glas Wasser zu holen. Als er dort war, hörte er zwei Schüsse und eilte zurück. Das Glas hatte er noch in der Hand, als er seinen Onkel am Boden liegen sah. Ich habe es persönlich auf dem Tisch in der Bibliothek stehen sehen. Es war noch halb voll. Bei der Durchsuchung des Speisezimmers bemerkte ich auch, daß Merrill in der Eile und Aufregung Wasser verschüttet hatte. Die Geschichte stimmt meiner Meinung nach. Was ich aber nicht verstehen kann und was auch kein Geschworener verstehen wird, ist die Frage, wie der Mörder in so kurzer Zeit in die Bibliothek kommen, sein Opfer niederschießen und wieder verschwinden konnte.«

»Die Glastür stand doch weit offen. Das ist von verschiedenen Seiten beobachtet worden, und wir haben die ausdrückliche

Aussage des Polizisten Wiseman.«

»Gewiß. Es bleibt aber immer noch ein Punkt, der Ihrer Annahme widerspricht. Der Polizist hörte doch den Schuß und eilte sofort zur Bibliothek. Er mußte also unweigerlich dem Mörder begegnen, wenn dieser den Raum durch die Glastür verließ. Er behauptet aber steif und fest, daß er niemand bemerkt hat –«

»Mit Ausnahme des Sergeanten Smith – oder vielmehr Crawley«, warf Mr. Mann schnell ein. »Nun glaube ich zu wissen, warum sich Sergeant Smith in dem Haus aufhielt und welche Absichten er verfolgte. Mr. Minute hatte sich nämlich an mich gewandt; er war einer meiner Kunden. Ich besorgte ihm verschiedene Dokumente, die dann im Schlafzimmer des Millionärs in einem Safe aufbewahrt wurden. Crawley hatte das größte Interesse daran, in den Besitz dieser Schriftstücke zu kommen; sicher wollte er in das Haus einbrechen, um sie zu stehlen. Sie bewiesen einen Betrug, den er begangen hatte, und jedes Gericht hätte ihn daraufhin ohne weiteres verurteilt. Meiner Meinung nach hat er Mr. Cole niedergeschlagen, und Wiseman hat das Licht seiner Taschenlampe in einem der oberen Fenster gesehen.«

»In dem Fall kann er nicht der Mörder gewesen sein«, entgegnete der Detektiv rasch, »denn die Schüsse wurden abgefeuert, während er sich im oberen Stockwerk befand. Sie fielen in dem gleichen Augenblick, in dem das kurze Aufflackern des Lichts in dem oberen Fenster beobachtet wurde.«

Darauf konnte Mr. Mann im Augenblick nichts erwidern.

»Ich muß noch einmal sagen, je mehr man sich mit der Sache beschäftigt, desto komplizierter wird sie«, meinte der Inspektor und schüttelte den Kopf. »Und die Verdachtsmomente gegen Merril häufen sich immer mehr.«

»Aber Sie vergessen Mr. Rex Holland, der zehn Minuten nach

Frank Merrill in einem Auto auf der Bildfläche erschien. Wie wollen Sie denn das Auftreten dieses Mannes erklären? Aus einem guten Grund ließ er seinen Wagen stehen. Sergeant Smith wollte doch den Arzt und weitere Hilfe holen. Auf dem Weg zum Parktor begegnete er zwei Polizisten, die auf Wisemans Alarmpfeiff herbeigeeilt waren. Einen ließ er als Posten bei dem Auto zurück, den anderen schickte er zum Haus. Der Mörder konnte das Auto also nicht mehr benutzen.«

Mr. Mann saß auf der Ecke des Schreibtischs und pendelte vergnügt mit den Beinen.

»Mr. Minute wurde mit einer großen Webley-Pistole erschossen, die man nicht leicht in der Tasche verstecken kann. Zweifellos wurde sie von dem Mann gebracht, der in dem Auto ankam. Darauf werden Sie mir erwidern, daß Merrill einen Mantel trug und die Waffe leicht in einer der geräumigen Taschen verbergen konnte. Aber das ist unmöglich, denn Mr. Merrill hatte bei seiner Ankunft von London seine Fahrkarte verloren, und ein Eisenbahnbeamter durchsuchte auf seinen Wunsch hin alle seine Taschen, um sie zu finden. Im Stationsbüro hat Mr. Merrill alles herausgenommen, was er bei sich trug.«

»Es ist ein sehr schwieriger Fall, und ich muß sagen, daß mir die ganze Geschichte äußerst unsympathisch ist. Wenn ich ganz offen sein soll, ist meiner Ansicht nach Frank Merrill der Täter gewesen, aber es sprechen auch genügend Tatsachen für seine Unschuld. Das ist natürlich nur eine vertrauliche Bemerkung, und ich werde selbstverständlich alles tun, um weiteres Beweismaterial für seine Verurteilung beizubringen.«

»Davon bin ich vollkommen überzeugt«, erklärte Mr. Mann lächelnd.

»Muß die Sache denn vor die Geschworenen kommen?« fragte May ängstlich.

»Es gibt keinen anderen Weg. Wir haben ihn verhaftet, und

wenn nicht noch völlig neue Tatsachen auftauchen, muß der Prozeß gegen ihn eröffnet werden.«

Der Inspektor nickte.

»Der arme Frank«, sagte sie mitleidig.

»Es ist schrecklich für ihn, wenn er unschuldig ist«, erwiderte Nash, »aber er kann von Glück sagen, wenn er die Tat begangen hat. Während meiner langjährigen Praxis habe ich immer wieder die Erfahrung gemacht, daß gewöhnlich derjenige für ein Verbrechen verantwortlich ist, der am meisten verdächtigt wird. In zwanzig Jahren kommt es höchstens einmal vor, daß er unschuldig ist, ganz gleich, ob er freigesprochen oder verurteilt wird.«

Er reichte Mr. Mann die Hand zum Abschied.

»Ich will jetzt wieder gehen. Der Polizeipräsident hat mich gebeten, Ihnen behilflich zu sein, soweit es irgendwie in meiner Macht steht, und ich hoffe, daß ich das tat.«

»Und was geschieht mit Jasper Cole?«

Nash lächelte.

»Sie sind doch der Mann, der alles weiß?« erwiderte er. »Also auf Wiedersehen!«

»Nun haben Sie ja gesehen, wie die Dinge stehen, Miss Nuttall«, sagte Mr. Mann, nachdem der Inspektor gegangen war. »Nash hat Cole im Verdacht.«

»Was – Jasper?« rief sie bestürzt.

»Ja, Jasper.«

»Aber das ist doch unmöglich – er war doch in seinem Zimmer eingeschlossen!«

»Deshalb scheidet er als Täter durchaus nicht aus. Ich kenne vierzehn verschiedene Verbrechen, bei denen sich die Täter selbst einschlossen und der Schlüssel von außen im Schloß stak. Da war der berühmte Fall des Falschmünzers Henry Burton. Ferner Francis Rector, der einen Aufseher tötete und sich

nachher in seiner Zelle einschloß. Aber wozu soll ich Sie mit all diesen Einzelheiten plagen? Der Trick ist allgemein bekannt. Nein, es handelt sich darum, vor allem ein Motiv für die Tat zu finden. – Wünschen Sie eigentlich noch, daß ich Sie morgen begleite, Miss Nuttall?«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mitkommen würden. Mein armer Onkel! Ich glaube, ich kann Weald Lodge nie wieder betreten. Es ist zu schrecklich!«

»Darüber kann ich Sie beruhigen. Das Testament wird nicht dort verlesen. Die Rechtsanwälte Mr. Minutes haben es so eingerichtet, daß die Verlesung in ihrem Büro in Lincolns Inn Fields stattfindet. Ich habe die Adresse.«

Er nahm eine Karte aus seiner Brieftasche.

»Power, Commons & Co., Lincoln's Inn Fields 194. Wir wollen uns um drei Uhr dort treffen.«

Er strich über sein Haar und lachte etwas verlegen.

»Ich komme mir vor, als ob ich Ihr Vormund wäre. Ich will nicht behaupten, daß ich das als eine unangenehme Aufgabe betrachtete, aber es ist eine große Verantwortung damit verbunden.«

»Sie haben mich beschützt wie ein Vater, Mr. Mann«, erwiderte May herzlich, »und ich werde nie vergessen, was Sie für mich getan haben. Ich habe das Gefühl, daß Frank freigesprochen wird, aber ich hoffe, daß nicht Jasper Cole der Täter ist.«

Er schaute sie erstaunt und fast etwas enttäuscht an.

»Ich dachte-«

»Sie dachten, ich sei mit Frank verlobt – das stimmt auch in gewisser Weise«, erklärte sie und errötete leicht. »Aber Jasper ist – ich weiß nicht recht, wie ich es ausdrücken soll...«

»Ich verstehe«, entgegnete Mr. Mann, obwohl er in Wirklichkeit nicht wußte, wie er ihre Worte deuten sollte.

Am nächsten Nachmittag betraten Mr. Mann und May pünktlich um drei das Büro der Rechtsanwälte. Jasper Cole war schon eingetroffen, und zu seinem Erstaunen entdeckte Mr. Mann auch Nash.

»Das Testament enthält vielleicht einen Anhaltspunkt, der zur Aufklärung des Falles beitragen könnte«, erklärte der Inspektor.

Mr. Power, ein älterer, etwas korpulenter Herr, stellte sich den Anwesenden vor. Er eröffnete die Besprechung mit einem kurzen Nachruf auf den Verstorbenen und drückte sein Bedauern aus, daß ein so trauriges Ereignis die Veranlassung der heutigen Zusammenkunft sei.

»Dieses Testament meines verstorbenen Klienten ist nicht von mir aufgesetzt worden«, fuhr er fort, »sondern von Mr. Minute persönlich geschrieben. Es widerruft das frühere Testament, das vor einigen Jahren durch mich aufgestellt wurde. Die Bestimmungen des vorliegenden Testaments weichen beträchtlich von denen des ersten ab. Es wurde im vorigen Jahr aufgesetzt und von Thomas Wellington Crawley als Zeuge unterschrieben, der früher in der berittenen Polizei von Matabele- Land diente. Als zweiter Zeuge hat George Warrell, der damalige Hausmeister Mr. Minutes, unterzeichnet. Warrell ist letztes Frühjahr im Krankenhaus von Eastbourne gestorben.«

Mr. Power nahm einen großen Bogen aus einem Kuvert und rückte seine Brille zurecht.

Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer. Mr. Mann neigte den Kopf leicht zur Seite, und in seinen Zügen drückte sich Spannung aus. Auch Inspektor Nash hatte den einleitenden Worten des Rechtsanwalts mit größtem Interesse gelauscht. Die beiden dachten dasselbe. Ein neues Testament mit der Unterschrift zweier Zeugen, von denen der eine bereits gestorben war und der andere sich auf der Flucht vor Strafverfolgung befand, war eine eigentümliche Sache. Was mochte es wohl enthalten?

Es handelte sich um ein klar und kurz abgefaßtes Dokument. Mr. Minute hinterließ seinem Mündel die Summe von zweihunderttausend Pfund.

»Diese Bestimmung stand auch schon im ersten Testament«, fügte der Rechtsanwalt erklärend hinzu. »Dazu kommen noch sämtliche Aktien der Gwelo-Deeps-Goldmine.«

Seinem Neffen Francis Merril vermachte Mr. Minute zwanzigtausend Pfund.

Der Rechtsanwalt machte eine Pause und sah sich in dem kleinen Kreis um, bevor er weiterlas.

»Den Rest meines beweglichen und unbeweglichen Eigentums, meine Möbel, meine Aktien, meine Bankguthaben und alle sonstigen Beteiligungen vermache ich Mr. Jasper Cole, der zur Zeit mein Sekretär und Vertrauensmann ist.«

Der Inspektor und Mr. Mann wechselten Blicke, und Nash neigte sich zu ihm.

»Da hätten wir ja ein Motiv«, sagte er leise.

Die Anklage gegen Frank Merrill lautete, daß er mit vollem Bewußtsein und mit voller Absicht Mr. John Minute durch Pistolenschüsse ermordet habe. Der Fall erregte riesiges Aufsehen, obwohl in diesem Jahr schon viele andere Mordfälle verhandelt worden waren. Der Gerichtssaal von Lewes war bis zum letzten Platz gefüllt, und die Durchführung des Prozesses nahm sechzehn Tage in Anspruch. Fünf Tage dauerte allein die Vernehmung der Bankbeamten und der vereidigten Bücherrevisoren, die die Konten der Bank überprüft hatten.

Der Staatsanwalt versuchte zu beweisen, daß kein anderer als Frank Merrill Zutritt zu den Büchern der Bank gehabt hatte und daß deshalb auch kein anderer die Fälschungen hatte vornehmen können, ohne daß es sofort auffiel. Dieser Nachweis gelang jedoch nicht vollkommen, denn Direktor Brandon mußte als Zeuge zugeben, daß nicht nur Frank Merrill, sondern auch ihm selbst und Cole die Bücher zugänglich gewesen waren.

Die geschickte Eröffnungsrede des Staatsanwalts machte großen Eindruck. Aber es blieben schwache Punkte in der Beweiskette, und selbst einem Laien wurde klar, daß vieles durch Annahmen überbrückt und erklärt werden mußte. Gewisse Schwierigkeiten überging der Staatsanwalt einfach mit einigen nichtssagenden Bemerkungen, aber seine Ausführungen klangen im allgemeinen verständlich und glaubhaft.

»Die Verteidigung wird uns vorhalten«, sagte er mit heller, weitklingender Stimme, »daß wir bei unseren Erklärungen nicht die vierte Person berücksichtigt haben, die zehn Minuten nach Mr. Merrill in einem Auto vor dem Haus vorfuhr. Es steht ja fest, daß auch dieser Mann das Haus betrat, aber ich werde Ihnen hierfür eine glaubwürdige Erklärung geben. Merrill hatte eben einen Komplizen, der bisher nicht verhaftet werden konnte, und

zwar war das der oft genannte Mr. Rex Holland.

Merril hatte den Mord an Mr. Minute von langer Hand vorbereitet und geplant, weil sein Onkel den vollen Umfang seiner Verbrechen kannte. Aus gewissen Andeutungen Mr. Minutes hatte er geschlossen, daß seine gesamte Zukunft auf dem Spiel stand, wenn er seinen Onkel nicht beiseite schaffte. Er sah in seiner kühlen, überlegenden Weise auch voraus, welche Folgen die Tat haben würde. Es handelt sich hier um den vorzüglich angelegten Plan eines berechnenden Mörders. Merrill hatte sogar diese Gerichtsverhandlung einkalkuliert – er wußte, wie sie verlaufen würde, wußte, daß Sie, meine Herren Geschworenen, ihn freisprechen würden. Hierdurch, so sagte er sich, würde er nicht nur die Frau gewinnen, die er liebte, sondern auch in die Lage kommen, über ihr ungeheures Vermögen verfügen zu können.

Sie mögen die Frage aufwerfen, warum er denn eigentlich John Minute erschossen hat. Ich möchte darauf mit einer anderen Frage antworten: Was wäre geschehen, wenn er ihn nicht getötet hätte?

Dann wäre er eben ein ruiniertes Mann gewesen und hätte das Haus seines Onkels nicht mehr betreten dürfen. Das Legat im Testament zu seinen Gunsten wäre widerrufen und die Heirat unmöglich geworden, die er seit langem vorbereitet hatte. Er kannte doch die Größe des Vermögens, das Miss Nuttall zufallen sollte. Mr. Minute machte zwei Testamente, und in beiden setzte er dieselbe hohe Summe für sie aus. Das erste der beiden Dokumente wurde von dem Angeklagten selbst als Zeugen unterschrieben. Er wußte auch, daß die Goldmine in Rhodesien, die zur Hälfte John Minute und zur anderen Hälfte Miss Nuttall gehörte, einen großen Wert repräsentierte. Ich möchte sogar behaupten, daß er die Benachrichtigungen und Informationen, die er als Privatsekretär Mr. Minutes in dieser Angelegenheit erhalten hatte, zum Teil unterdrückte und zu seinem eigenen Vorteil ausnutzte.

Was konnte er durch die Ermordung Mr. Minutes gewinnen? Nun, wenn er freigesprochen wird, hat er alles erreicht, was er jemals wollte. All seine Wünsche, seine kühnsten Träume gehen in Erfüllung.«

Ein leises Raunen lief durch den Gerichtssaal. Frank Merrill lehnte sich über die Anklagebank und sah zu May hinüber. Ihre Blicke trafen sich, und er bemerkte, wie empört sie über die Worte des Staatsanwalts war. Er lächelte, wandte sich dann wieder dem Redner zu und folgte dessen Ausführungen mit größtem Interesse. In seinen Zügen lag gespannte Aufmerksamkeit, und May betrachtete von weitem sein Gesicht.

»Es wird im Verlauf dieses Prozesses viel auf die Abwesenheit Mr. Crawleys hingewiesen werden, und die Verteidigung wird die Tatsache ausschlagen, daß sich der Sergeant ebenfalls im Haus befand und die Absicht hatte, ein Verbrechen zu begehen. Crawley ist seit der Tat flüchtig und bisher nicht entdeckt worden.

Der vierte Mann, der das Auto fuhr, ist zweifellos ein Komplize Merrils, und zwar der geheimnisvolle Mr. Rex Holland, der von Mr. Totney in Uckfield gesehen wurde und den ganzen Tag in Sussex umherfuhr. Offenbar wollte er im gleichen Augenblick wie sein Verbündeter vor dem Haus Mr. Minutes erscheinen.

Der Chauffeur des Mietautos wird bezeugen, daß Merrill vom Bahnhof zum Parktor von Weald Lodge fuhr. Als Merrill ausstieg, sah er sich erst nach allen Seiten um, als ob er jemand erwartete. Der Plan mißlang in gewisser Weise, denn der Komplize kam zehn Minuten zu spät. Merrill hat dann unter irgendeinem Vorwand die Bibliothek verlassen. Nach meiner Auffassung ist er nicht ins Speisezimmer gegangen, sondern in den Garten. Dort traf er Mr. Rex Holland, und dieser gab ihm die Pistole, mit der Merrill dann den tödlichen Schuß abfeuerte.

Die Verteidigung mag ja die Frage aufwerfen, warum Mr. Rex

Holland nicht selbst das Verbrechen beging. Darauf kann ich Ihnen verschiedene Antworten geben, die alle höchstwahrscheinlich und auch möglich sind. Mr. Minute wurde aus nächster Nähe erschossen, und aus der Stellung, in der er gefunden wurde, geht klar hervor, daß ihm der Angriff unerwartet kam. Wir wissen, daß er stets in einer gewissen Sorge lebte und deshalb immer bewaffnet war, aber er hatte überhaupt nicht den Versuch gemacht, seine Pistole zu ziehen. Und das hätte er sicher getan, wenn ihm plötzlich ein Fremder mit einer Waffe entgegengetreten wäre.

Ich habe vorerst nicht die Absicht, die merkwürdigen Beziehungen zwischen Merrill und diesem geheimnisvollen Mr. Rex Holland zu erörtern, aber Merrill ist der einzige, der ihn gesehen und eine allerdings etwas undeutliche und widerspruchsvolle Beschreibung von ihm gegeben hat. Merrill sagt, der Mann habe einen Spitzbart getragen. Die Frau, die ihn in Uckfield bediente, schildert ihn als einen jungen Mann mit dunklem Schnurrbart, aber sonst glattrasiert. Nun konnte er sich natürlich den Bart abrasieren lassen, aber wir werden Zeugen aufrufen, die diesen Mann gesehen haben, wie er mit dem ermordeten Chauffeur zusammen im Auto fuhr. Damals trug er einen kurzen schwarzen Schnurrbart und keinen Spitzbart. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß Merrill nicht die Wahrheit sagt. Ein unbekannter Herr mit einem großen Bankdepot wird sicher nicht ohne Grund dauernd sein Aussehen ändern. Wenn er ein Verbrecher war, wie wir bestimmt wissen, hatte er sowieso alle Ursache, im eigenen Interesse möglichst wenig Verdacht und wenig Aufsehen zu erregen.«

Die Rede des Staatsanwalts nahm fast den ganzen Vormittag in Anspruch. Er sprach alle Einzelheiten genau durch und ging besonders auf seine Theorie ein, wie sich die beiden Komplizen im Garten getroffen hätten und wie der Mord verübt worden sei.

Saul Arthur Mann, der neben Franks Rechtsanwalt saß, lächelte und strich sich sein Kinn.

»Ich habe selten eine so glänzende Rekonstruktion eines Verbrechens gehört. Nur entspricht sie leider nicht den Tatsachen«, meinte er.

Als erklärende Theorie war die Rede des Staatsanwalts zweifellos phänomenal, aber niemand wird auf Grund bloßer Hypothesen zum Tode verurteilt, so genial diese auch ausgedacht sein mögen.

Wahrscheinlich bewunderte keiner der Anwesenden die Fähigkeiten des Staatsanwalts so sehr wie der Angeklagte selbst. In der Mittagspause sprach er mit seinem Rechtsanwalt und Mr. Mann in einem der hinteren Räume, in denen solche Unterredungen stattzufinden pflegen.

»Ich bin geradezu fasziniert von seiner Rede«, sagte Frank, als er eine Tasse Tee trank, die man ihm brachte. »Ich war beinahe selbst überzeugt, daß ich das Verbrechen begangen haben müßte. Ist die Sache aber nicht sehr gefährlich für mich? Werden sich die Geschworenen nicht ganz von dieser Darstellung gefangennehmen lassen?« fragte er dann ein wenig besorgt.

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf.

»Unbewiesene Theorien machen keinen großen Eindruck auf die Geschworenen. Die ganze Geschichte ist so weit hergeholt und so unwahrscheinlich, daß die Sache wenig Bedeutung hat, wenn dem Staatsanwalt nicht der strikte Beweis gelingt. Hat Sie an dem fraglichen Abend eigentlich jemand auf dem Bahnhof gesehen?«

Frank schaute ihn resigniert an.

»Vermutlich haben mich Hunderte von Leuten gesehen, aber ich glaube kaum, daß sich einer von ihnen darauf besinnen kann.«

»Haben Sie jemand im Zug getroffen?«

»Nein«, entgegnete Merril, nachdem er einen Augenblick

nachgedacht hatte. »Es saßen sechs Leute in dem Abteil, bis wir nach Lewes kamen. Aber das habe ich Ihnen doch schon erzählt, und es ist Ihnen nicht gelungen, auch nur einen einzigen von ihnen ausfindig zu machen.«

»Es ist sehr schwer, solche Leute wiederzufinden«, erwiderte der Rechtsanwalt. »Denken Sie doch, mit wieviel Reisenden man auf der Bahn zusammenkommt, ohne daß man sich später erinnern kann, wie sie aussahen oder wie sie gekleidet waren. Ja, wenn Sie eine junge Dame gewesen und mit Damen gereist wären, würde jede Ihrer fünf Mitreisenden sich genau darauf besinnen, wie Ihre Kleider saßen oder wie Ihnen Ihr Hut stand!«

Frank lachte.

»Ich muß zugeben, daß es in gewisser Weise ein Nachteil ist, ein Mann zu sein. Was halten Sie von der Sache?«

»Wir haben bis jetzt noch keine Zeugen gehört und können deshalb kein Urteil abgeben. Dieser Ansicht sind Sie doch auch, Mr. Mann?« fragte der Rechtsanwalt respektvoll, denn der kleine alte Herr war in juristischen Kreisen sehr angesehen.

»Nein, bis jetzt kann man noch gar nicht übersehen, ob die Staatsanwaltschaft mit ihren Zeugen Erfolg haben wird.«

Frank erinnerte sich an seine erste Begegnung mit Mr. Mann, der damals in einem schlechtsitzenden Anzug neben ihm auf der Straße gestanden und den Zylinder ins Genick geschoben hatte.

»Sie werden am Ende doch noch versuchen, mir den Tod des Bedienten in die Schuhe zu schieben, den wir am Gray Square sahen!«

Mr. Mann nickte.

»In der Anklageschrift ist das zwar nicht erwähnt, ebensowenig wie die Ermordung des Chauffeurs von Mr. Rex Holland. Der Prozeß dreht sich ja nur um die augenblickliche Anklage, die beiden anderen Fälle kommen erst in zweiter Linie in Betracht.«

Frank hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

»Ich möchte nur wissen, wer dieser Rex Holland ist«, sagte er halb zu sich selbst.

»Glauben Sie noch immer an die Theorie, von der Sie mir erzählten?« fragte der Rechtsanwalt.

Frank nickte.

»Und wollen Sie auch heute noch nicht darüber sprechen?«

»Nein, besser noch nicht«, erwiderte Frank ernst.

Als er in den Gerichtssaal zurückkehrte, sah er sich nach

May um, aber sie befand sich nicht mehr unter den Zuhörern. Der Rest der Verhandlung langweilte ihn.

Am zwölften Tag des Prozesses wurde Jasper Cole als Zeuge vernommen. Er war schwarz gekleidet und sah noch bleicher aus als sonst, aber er sprach die Eidesformel mit fester Stimme und beantwortete ohne das geringste Zögern alle Fragen.

Die Geschichte von Franks Streit mit seinem Onkel, von den gefälschten Schecks, von den Erlebnissen Jasper Coles am Abend des Verbrechens füllten den größten Teil des Vormittags. Erst am Nachmittag erhob sich der Verteidiger, einer der glänzendsten Anwälte Londons, und begann das Kreuzverhör.

»Hatten Sie irgendeinen Verdacht, daß Mr. Minute beraubt worden sein könnte?«

»Ja.«

»Haben Sie Ihren Verdacht Mr. Minute mitgeteilt?«

Jasper zögerte einen Augenblick.

»Nein«, entgegnete er schließlich.

»Warum warten Sie so lange mit der Antwort?« fragte der Verteidiger scharf.

»Weil ich Mr. Minute meinen Verdacht nicht direkt mitgeteilt habe. Ich machte nur eine Andeutung, daß es gut wäre, die

Bücher der Bank einmal von einem Unbeteiligten nachprüfen zu lassen.«

»Sie hielten also tatsächlich die Eintragungen in den Büchern für falsch, wenigstens zum Teil?«

»Ja.«

»Glauben Sie nicht, daß es unter diesen Umständen sehr unklug von Ihnen war, die Bücher selbst anzurühren?«

»Wann hätte ich sie denn angerührt?« fragte Jasper.

»Eines Abends kamen Sie zur Bank und blieben dort allein in den Geschäftsräumen, um die Bücher im Auftrag Mr. Minutes nachzuprüfen. An jenem Abend haben Sie mindestens drei der Hauptbücher, in denen die Fälschungen entdeckt wurden, in der Hand gehabt.«

»Das stimmt allerdings«, erwiderte Jasper, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte. »Aber mein Verdacht war allgemeiner Art und richtete sich nicht auf bestimmte Geschäftsbücher.«

»Hielten Sie dieses Vorgehen denn nicht für gefährlich?«

»Es mag allerdings nicht ratsam gewesen sein. Hätte ich damals gewußt, wie sich die Dinge entwickeln würden, so hätte ich die Bücher bestimmt nicht angerührt.«

»Sie geben doch zu, daß Sie an dem Abend von sieben bis neun und von halb zehn bis halb zwölf ganz allein in der Bank waren?«

»Ja.«

»Während dieser Zeit hätten Sie doch, wenn Sie gewollt hätten, die Fälschungen vornehmen können?«

»Ich gebe zu, daß ich genügend Zeit dazu gehabt hätte.«

»Sind Sie ein Freund Frank Merrils?«

»Ich bin zumindest nicht eng mit ihm befreundet.«

»Ist er Ihnen denn sympathisch?«

»Ich kann nicht sagen, daß ich ihn sehr schätze.«

»Er war Ihr Rivale?«

»In welcher Beziehung?«

Der Verteidiger zuckte die Schultern.

»Nun, er verehrt und liebt doch Miss Nuttall.«

»Ja.«

»Und sie erwiderte seine Liebe.«

»Ja.«

»Haben Sie sich denn nicht auch bemüht, die Gunst dieser Dame zu erringen?«

Jasper Cole sah zu May hinüber, die ihr Gesicht abwandte. Ihre Wangen brannten, und sie wäre am liebsten in die Erde versunken.

»Wenn Sie damit meinen, daß ich Miss Nuttall liebe, so gebe ich das unumwunden zu«, entgegnete der Zeuge mit ruhiger und fester Stimme.

»Sie wurden bei Ihrer Werbung von Mr. Minute unterstützt?«

»Ich habe ihn nie um seine Unterstützung gebeten.«

»Er beeinflusste Miss Nuttall also ohne Ihr Wissen?«

»Ohne mein Vorwissen«, verbesserte ihn Jasper. »Er sagte mir später, daß er mit Miss Nuttall gesprochen habe, und brachte mich dadurch in große Verlegenheit.«

»Soviel ich weiß, haben Sie merkwürdige Gewohnheiten, Mr. Cole?«

»Das kann man wohl von den meisten Leuten behaupten«, erwiderte der Zeuge lächelnd.

»Aber von Ihnen ganz besonders. Haben Sie sich nicht mit orientalischen Sprachen beschäftigt?«

»Ja, ich habe Orientalistik studiert.«

»Haben Sie sich auch schon mit Hypnotismus befaßt?«

»Ja.«

»Haben Sie hypnotische Experimente gemacht?«

»Ja, und zwar mit Tieren.«

»Auch mit Menschen?«

»Nein.«

»Sie haben sich auch mit der Zusammensetzung narkotischer Mittel und deren Wirkung beschäftigt?«

Der Rechtsanwalt lehnte sich bei diesen Worten vor und sah den Zeugen mit halbgeschlossenen Augen an.

»Ich habe Experimente mit gewissen Kräutern und Pflanzen gemacht«, gab Jasper nach kurzem Zögern zu. »Ich hatte eigentlich die Absicht, Arzt zu werden, und habe mich deshalb sehr für narkotische Mittel interessiert.«

»Kennen Sie Cannabis indica?« fragte der Rechtsanwalt, nachdem er einen Blick in seine Papiere geworfen hatte.

»Ja – das ist indischer Hanf.«

»Kann man Einspritzungen mit dem aus Cannabis indica gewonnenen Haschisch machen?«

»Ich glaube nicht. Aber vielleicht kann ich Ihnen eine Erklärung geben, denn ich sehe jetzt, worauf Sie hinauswollen. Vor langer Zeit sagte ich Frank Merrill einmal, daß eine Einspritzung von Haschisch, einer gewissen Dosis Opium und Hyoszyamin einen merkwürdigen Effekt hervorrufe.«

»Kann man den Willen eines Menschen schwächen oder sogar ausschalten, wenn man ihm dieses Gift dauernd in kleinen Mengen beibringt?«

»Ja.«

Der Verteidiger wandte sich nun einem anderen Punkt zu.

»Kennen Sie den Osten Londons?«

»Ja. Oberflächlich.«

»Auch Silvers Rents?«

»Ja.«

»Gehen Sie öfters dorthin?«

»Ja, sogar regelmäßig.«

Die Bereitwilligkeit, mit der Jasper das zugab, setzte sowohl Frank als auch May in Erstaunen. Je länger sich das Kreuzverhör hinzog, desto mehr drängte sich ihr das Gefühl auf, daß sie Jasper Cole irgendwie verraten habe. Mit größter Verwunderung hörte sie von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Sie wußte wohl, daß er im Laboratorium arbeitete, aber niemals hatte sie geglaubt, daß seine Experimente von derartiger Bedeutung waren und sich auf so gewagte Gebiete bezogen.

Einen Augenblick stiegen Zweifel in ihr auf, und sie fragte sich, ob Jasper wirklich ärztliche Interessen verfolgt habe. Aber dann erinnerte sie sich dunkel daran, daß er sich tatsächlich mit Medizin beschäftigte. Er hatte ja auch die merkwürdigen Mittel hergestellt, die sie so schnell und wirksam von ihren Kopfschmerzen befreit hatten. Sollte er wirklich...? Aber sie wies diesen Gedanken von sich, als ob er ihrer unwürdig wäre. Als jedoch seine geheimnisvollen Ausflüge nach Silvers Rents zur Sprache kamen, wuchs ihre Erregung. Wie würde er sich aus diesen Widersprüchen herausziehen?

»Warum gingen Sie eigentlich so häufig nach Silvers Rents?« fragte der Anwalt.

Der Zeuge schwieg.

»Ich will meine Frage wiederholen. Welche Absicht verfolgten Sie mit Ihren Besuchen in dieser Gegend?«

»Darauf muß ich die Antwort verweigern«, entgegnete Jasper kühl. »Ich gebe nur zu, daß ich häufig nach Silvers Rents ging.«

»Und warum antworten Sie nicht auf diese Frage?«

»Ich lehne es auch ab, meine Gründe hierfür zu nennen.«

Der Richter machte sich eine kurze Notiz.

»Ich möchte behaupten«, sagte der Verteidiger mit erhobener

Stimme, »daß Sie sich in Silvers Rents umkleideten und eine andere Persönlichkeit annahmen.«

»Das will ich nicht abstreiten – man könnte es so bezeichnen«, gab Cole zu.

May hielt den Atem an, als Jasper so kühl, sicher und selbstbewußt auftrat.

»Und ich möchte sogar die Vermutung aussprechen«, fuhr der Verteidiger fort, »daß sich Jasper Cole dort in Rex Holland verwandelte.«

Diese Worte riefen große Erregung im Gerichtssaal hervor. Die Leute sprachen miteinander, und der Gerichtsdiener hatte Mühe, die Ruhe wiederherzustellen.

»Ihre Vermutung ist absurd«, entgegnete Jasper gelassen. »Wenn Sie hier eine derart beleidigende Äußerung tun, müssen Sie Zeugen dafür beibringen.«

»Welche Zeugen ich aufrufe, ist meine Sache«, erwiderte der Verteidiger scharf.

»Es ist aber jedenfalls auch Sache Mr. Coles«, unterbrach ihn der Richter. »Da Sie Holland der Mittäterschaft an dem Mord bezichtigen und annehmen, daß Jasper Cole mit Rex Holland identisch ist, müssen Sie natürlich Zeugen beibringen, um eine so schwere Anklage zu beweisen.«

»Ich bin nicht darauf vorbereitet, Zeugen zu diesem Punkt vernehmen zu lassen. Wenn Sie glauben, daß die Frage zu Unrecht gestellt ist, werde ich sie zurückziehen.«

Der Richter nickte und wandte sich an die Geschworenen.

»Sie müssen diese Frage als nicht gestellt betrachten. Der Verteidiger wollte nur beweisen, daß eine Person ebenso leicht in der Rolle von Rex Holland auftreten konnte wie eine andere. Wir haben hier keine sicheren Beweise. Der Verteidiger wollte nicht behaupten, daß Mr. Cole mit dem ungesetzlichen Vorsatz nach Silvers Rents ging, ein Verbrechen zu begehen. Die

häufigen Besuche des Zeugen stehen möglicherweise in gar keinem Zusammenhang mit dem Mord, und Mr. Cole wünscht nicht darüber zu sprechen.«

Nach diesem Zwischenfall war die Frage erledigt, und der Verteidiger kam nun zum Mordabend selbst.

»Wann kamen Sie an dem Abend der Tat nach Hause?«

»Kurz nach Einbruch der Dunkelheit.«

»Waren Sie vorher in London gewesen?«

»Ja, ich bin von Bexhill zu Fuß nach Hause gegangen.«

»Es war also bereits dunkel, als Sie in Weald Lodge ankamen?«

»Ja, nahezu.«

»Waren die Dienstboten im Haus oder nicht?«

»Sie waren alle ausgegangen.«

»War Mr. Minute angenehm berührt, als er Sie so unerwartet wiedersah?«

»Ja. Er hatte mich schon früher erwartet.«

»Sagte er Ihnen, daß Mr. Merril an diesem Abend nach Weald Lodge kommen würde?«

»Das wußte ich schon vorher.«

»Nach Ihrer Angabe bat er Sie, sich zurückzuziehen, weil er allein mit seinem Neffen sprechen wollte?«

»Ja.«

»Und da Sie Kopfschmerzen hatten, gingen Sie nach oben und legten sich angekleidet aufs Bett?«

»Ja.«

»Was hatten Sie in Bexhill gemacht?«

»Als ich von London abfuhr, bin ich zufällig in den falschen Teil des Zuges gestiegen.«

Der Assistent des Verteidigers lehnte sich vor und flüsterte

ihm schnell etwas ins Ohr.

»Ja, ja«, erwiderte der Rechtsanwalt ärgerlich und wandte sich wieder an den Zeugen. »Ihre Fahrkarte ist in Bexhill gefunden worden. Haben Sie jemals in Ihrem Leben Mr. Rex Holland gesehen?«

»Nein.«

»Sind Sie niemals einer Person dieses Namens begegnet?«

»Nein.«

Mit diesen an sich unbedeutenden Fragen schloß das Kreuzverhör.

Nach den Schlußworten des Verteidigers faßte der Richter das Resultat des Prozesses noch einmal zusammen. Es erschien jetzt nicht mehr zweifelhaft, wie das Urteil ausfallen würde.

Zwanzig Minuten blieben die Geschworenen fort, dann kehrten sie zurück, und ihr Obmann verkündete:

»Nicht schuldig!«

Der Richter entließ Frank ohne weitere Bemerkung.

Mr. Merril trat als ein freier Mann aus dem Gerichtsgebäude, aber sein Ruf war ruiniert.

Zwei Monate nach der großen Gerichtsverhandlung verließ Frank Merrill an einem warmen Oktobertag den großen weißen Dampfer, der ihn von Lausanne über den Genfer See gebracht hatte. Er reichte seinen Koffer einem Träger und stieg in das Hotelauto. Es war Viertel vor vier. May sollte erst um halb fünf eintreffen. Im Hotel erfrischte er sich und zog sich um. Dann erkundigte er sich in der Halle, ob seine telegrafischen Anordnungen ausgeführt seien.

May erschien nach einiger Zeit in Begleitung Mr. Manns, der eine seiner seltenen Erholungsreisen machte. Nur einmal hatte sie Frank nach dem Prozeß noch gesehen. Am Morgen nach der Urteilsverkündung hatte er mit ihr zusammen gefrühstückt, aber sie hatten damals nur wenig miteinander gesprochen. Noch am selben Nachmittag war er nach Frankreich und der Schweiz abgereist. Er verfügte nicht über große Summen, hatte aber doch genügend Geld für seine Bedürfnisse. Jasper Cole hatte das für Frank ausgesetzte Legat nicht angefochten.

Zwei Monate hatte sich Merrill in Frankreich, Spanien und Italien aufgehalten; dann war er vom Lago Maggiore in die Schweiz gefahren.

Er war ein wenig ernster und in seinen Bewegungen ruhiger und gemessener geworden. Äußerlich konnte man ihm aber nicht ansehen, welche schweren Erlebnisse er hinter sich hatte. Das war Mays erster Gedanke, als sie in die Hotelhalle trat und ihn begrüßte.

Im Gegensatz zu ihm hatte sie sich bedeutend verändert, denn sie befand sich in dem Alter, in dem ein paar Monate viel ausmachen. Sie hatte sich nicht nur körperlich entwickelt, sondern war auch in ihrem Wesen mehr zur Frau herangereift.

»Aber May«, sagte er erstaunt, »du siehst ja ganz anders aus als früher!«

Sie lachte. »Du willst mir doch nicht etwa Komplimente machen?« fragte sie fröhlich.

Sie trug elegante Kleidung und verstand es auch, sich als Dame darin zu bewegen. Von dem kecken kleinen Hut bis zu den aparten Schuhen sah sie entzückend aus.

»Wenn du mich genug bewundert hast, Frank, dann erzählst du mir vielleicht, wo du die ganze Zeit gesteckt hast. Wir können dabei mit Mr. Mann Tee trinken.«

Der kleine Herr, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte, trat jetzt vor und schüttelte Frank herzlich die Hand. Er trug Touristenanzug, Bergschuhe und wollene Wadenstrümpfe, und diese Tracht stand ihm besser als die Kleider, in denen er sich in London zeigte.

»Ich habe nicht viel zu berichten«, sagte Frank. »Ich bin in der Gegend umhergereist. Aber was bringst du für Nachrichten aus der Heimat?«

»Nichts Neues. In England geht alles den alten, gewohnten Gang. Nur bin ich so unglaublich reich geworden.«

Er lächelte.

»Dann müßte ich eigentlich sagen, daß ich unheimlich arm sei, aber das kann ich beim besten Willen nicht behaupten. Ich war nämlich in Monte Carlo, habe zufällig beim Spiel Glück gehabt und große Summen gewonnen.«

»Gewonnen?« fragte sie erstaunt.

Er nickte.

»Du hättest wohl nicht geglaubt, daß ich einmal ein Spieler werden würde. Im Grunde genommen bin ich es auch nicht. Aber ich mußte mich doch irgendwie beschäftigen, und ich tat es nur, um mir die Langeweile zu vertreiben.«

»Ich verstehe dich und kann dir das lebhaft nachfühlen«,

entgegnete sie ernst.

Der Kellner hatte inzwischen Tee gebracht, und May versorgte die beiden Herren und sich. Mr. Mann erzählte inzwischen verschiedene interessante Geschichten, die zumeist in Genf spielten.

»Was ist eigentlich aus Jasper geworden?« fragte Frank nach einer Weile.

May errötete ein wenig.

»Ach, Jasper«, sagte sie etwas verlegen. »Ich sehe ihn ab und zu. Er ist aber noch verschlossener und geheimnisvoller als früher und kommt mir immer wie eine Person aus einem unheimlichen Kriminalroman vor. Irgendwo unterhält er ein Laboratorium, und außerdem fährt er in letzter Zeit viel Auto. Ein paarmal habe ich ihn zum Beispiel in Brighton und anderen Plätzen getroffen.«

Frank nickte langsam.

»Man sollte annehmen, daß er gut chauffieren kann.« -Mr. Mann sah schnell auf und begegnete Franks Blick. Beide dachten im Augenblick- dasselbe. May hatte nicht darauf geachtet.

»Zu mir war er immer sehr liebenswürdig«, bemerkte sie zögernd.

»Hat er mit dir noch einmal über den Prozeß gesprochen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es ist mir unangenehm, daran zu denken. Wir wollen uns auch nicht darüber unterhalten.«

Kurz darauf hatte Frank Gelegenheit, allein mit Mr. Mann zu sprechen.

»Was haben Sie für Neuigkeiten?« fragte er.

Mr. Mann sah sich vorsichtig um, bevor er antwortete.

»Ich glaube, wir kommen der Wahrheit, jetzt doch auf die

Spur«, sagte er leise. »Einer meiner Leute beobachtet Cole seit der Gerichtsverhandlung. Ich habe festgestellt, daß er tatsächlich ein großer Chemiker ist und viel von seinem Fach versteht.«

»Haben Sie sich inzwischen eine Theorie gebildet, die alles erklären könnte?«

»Ich habe verschiedene ausgearbeitet, die alle bekannten Tatsachen berücksichtigen. Und ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß der Tote, den wir bei unserem ersten Zusammentreffen auf dem Gray Square sahen, ein Diener Rex Hollands war. Der Mann hat durch ein unbekanntes, aber sehr stark wirkendes Gift ein vorzeitiges Ende gefunden. Während Ihres Prozesses wurde er exhumiert und untersucht. Dabei konnte festgestellt werden, daß er an demselben Gift gestorben war wie Hollands Chauffeur. Der Mann muß sehr viel von Giften verstehen und ein gewandter Chemiker sein. Deshalb wollte ich noch mit Ihnen sprechen. Cole hat bei seiner Vernehmung vor Gericht doch ausgesagt, daß er mit Ihnen über derartige Narkotika und Gifte gesprochen hat. Stimmt das?«

»Ja, wir haben uns früher häufig und lange über dieses Thema unterhalten. Ich habe oft daran denken müssen. Er hatte mich mit seinem Enthusiasmus für seine Studien geradezu angesteckt, und ich sah ihm wiederholt bei seinen Experimenten zu. Infolgedessen habe ich eine gewisse Erfahrung in diesen Dingen gesammelt. Es ist nur schade, daß ich jetzt kaum noch eine Ahnung davon habe. Meine Begeisterung für diesen Zweig der Wissenschaft ließ nämlich bald nach, und ich weiß nur noch, daß er viel mit Hyoszyamin und indischem Hanf arbeitete. Auf die anderen Stoffe, die er bei der Zubereitung seiner Drogen verwendete, kann ich mich nicht mehr besinnen.«

Mr. Mann nickte lebhaft.

»Vielleicht kann ich Ihnen später noch mehr mitteilen. Im Augenblick helfen mir Ihre Angaben ein gutes Stück vorwärts. Aber trotz allem wird es sehr schwer werden, Cole zu

überführen. Er ist einer der kaltblütigsten und berechnendsten Menschen, die ich jemals getroffen habe.«

Frank wußte schon lange, daß Mr. Mann Cole für den Täter hielt.

»Möglicherweise tun wir ihm furchtbar unrecht«, meinte er lächelnd.

»Sie eignen sich wenig zum Detektiv und Polizeibeamten, weil Sie sich zu sehr durch Ihre persönlichen Gefühle leiten lassen.«

»Ich sympathisiere absolut nicht mit Cole, ich habe nur in gewisser Weise Mitleid mit ihm.«

Wieder sah sich Mr. Mann vorsichtig um und sprach mit gedämpfter Stimme.

»Ich möchte noch über eine andere Sache mit Ihnen sprechen. Es ist eine sehr delikate Angelegenheit.«

»Sprechen Sie ruhig!«

»Es handelt sich um Miss Nuttall. Sie hat unseren Freund Jasper Cole häufig gesehen, und nach jeder Unterredung schien sie größere Hoffnung zu haben, daß er bei der Aufdeckung des Verbrechens helfen werde. Sooft ich meine Meinung über ihn äußerte, kam sie in Verlegenheit und sprach sofort von anderen Dingen.«

Frank runzelte nachdenklich die Stirn. Aber dann zuckte er die Schultern.

»Wenn sie ihn gern hat, kann ich nichts daran ändern.«

»Aber Sie müssen sich doch darum kümmern«, erwiderte Mr. Mann scharf. »Früher war sie doch ganz auf Ihrer Seite und hat Sie unter allen Umständen verteidigt. Sie wollte Sie sogar heiraten!«

Ihre Unterhaltung wurde unterbrochen, weil May zu ihnen zurückkam.

Die Begegnung in Genf war bis zu einem gewissen Grade

Zufallssache. May hatte die Absicht, den Winter in Chamonix zuzubringen, und Mr. Mann hatte die Gelegenheit wahrgenommen, eine kurze Erholungsreise zu machen. May hatte gewußt, daß sich Frank in der Schweiz aufhielt, und hatte ihn telegrafisch gebeten, sie in Genf zu treffen.

»Bleibst du noch länger in der Schweiz?« fragte sie, als sie später an dem schönen Ufer des Sees entlanggingen.

»Ich will noch heute abend nach London fahren.«

»Was, schon heute abend?«

Er nickte.

»Aber ich wollte doch noch zwei oder drei Tage in Genf bleiben«, protestierte sie.

»Das hatte ich zuerst auch vor«, entgegnete er lächelnd. »Aber meine Geschäfte lassen sich nicht aufschieben.«

Trotzdem überredete sie ihn, noch einen Tag zu warten.

Als sie am nächsten Morgen zusammen frühstückten, wurde die Post gebracht. May sah ihre Briefe schnell durch, griff einen heraus und las ihn sofort. Er trug eine englische Marke und war zweifellos von Jasper Cole geschrieben. Frank bemerkte, wie aufmerksam sie das Schreiben las. Auch er hatte verschiedene Briefe erhalten, die er erwartet haben mußte, weil er sie hastig an sich nahm.

»Deine Post scheint nicht so befriedigend zu sein wie die meine«, sagte May.

»Angenehm ist sie auf keinen Fall«, erwiderte er mißmutig. »Ich wartete sehr auf eine bestimmte Nachricht.«

»Deshalb bist du wohl auch noch bis heute morgen geblieben? Um was handelt es sich denn?«

»Ich wollte eine Villa in der Nähe des Sees kaufen, und der dumme Agent in Lausanne versprach, mir umgehend mitzuteilen, ob mein Angebot angenommen worden ist.«

Er schaute vor sich hin und runzelte die Stirn.

Saul Arthur Mann, der ein großer Psychologe war, bemerkte die Enttäuschung in Franks Zügen sehr wohl. Auch er hatte darauf geachtet, welchen Brief er zuerst öffnete. Franks Ärger über den Hausagenten mußte seiner Meinung nach irgendeinen anderen Grund haben.

»Kann ich dir den Brief nicht nachschicken, falls er später ankommt?« fragte May.

»Das hilft nicht viel.« Frank verzog das Gesicht. »Ich wollte das Geschäft noch diese Woche zum Abschluß bringen.«

»Ich weiß eine Lösung. Ich werde den Brief öffnen und dir nach Paris telegrafieren, ob dein Angebot angenommen worden ist oder nicht.«

Frank lachte. »Das ist die Sache kaum wert. Aber es wäre sehr liebenswürdig von dir, wenn du mir nach Paris Nachricht geben wolltest.«

Mr. Mann war überzeugt, daß es Frank gleichgültig war, ob der Agent sein Angebot annahm oder nicht. Seiner Meinung nach war das Ganze nur ein Vorwand, um seinen Ärger zu verbergen.

»Sie haben aber ziemlich viel Post, Miss Nuttall«, meinte er.

»Ich habe erst einen Brief geöffnet – er ist von Jasper«, erwiderte sie schnell und errötete leicht.

»Von wo aus schreibt er denn?« fragte Frank und gab sich Mühe, ruhig zu sprechen.

»Aus England. Aber er hat die Absicht, nach Holland zu fahren. Es ist merkwürdig, wenn man denkt, daß er bald in unserer Nahe ist.«

»Kommt er denn auch in die Schweiz?« erkundigte sich Frank erstaunt.

»Nein, ich meine nur das Festland. Wir sind dann doch nicht mehr durch das Meer voneinander getrennt«, entgegnete sie verlegen.

»Das klingt ja ganz romantisch«, erwiderte Frank kurz.

Sie wandte sich ihm schnell zu.

»Du mußt Jaspers wegen nicht böse sein«, sagte sie rasch. »Er spricht niemals unfreundlich von dir.«

»Ich sehe auch gar nicht ein, warum er das tun sollte. Aber wir wollen nicht mehr über ein Thema sprechen, das –«

»Was wolltest du sagen?« fragte sie herausfordernd.

»Das immer eine strittige Frage zwischen uns gewesen ist«, entgegnete Frank diplomatisch.

Sie begleitete ihn zum Bahnhof, und als er aus dem Fenster sah und ihr zum Abschied zuwinkte, kam sie ihm so begehrenswert und schön vor wie nie zuvor.

In den Nachmittagsstunden des Tages, an dem Frank Merrill im Pariser Zug der Schweizer Grenze entgegenfuhr, betrat Mr. Rex Holland das Palace-Hotel in Montreux und nahm an einem Tisch des Restaurants Platz. Zu dieser Zeit hielten sich nur wenige Gäste in dem großen Raum auf. Der Oberkellner Giovanni erkannte ihn.

»Ah, M'sieur, sind Sie schon von England zurück? Ich hatte Sie erst zu Beginn der Wintersportsaison erwartet. Ist es in Paris etwa auch langweilig?«

»Ich bin nicht in Paris gewesen«, entgegnete Mr. Holland kurz. »Man kann auf den verschiedensten Wegen in die Schweiz kommen.«

»Aber nur wenige sind so angenehm wie der über Paris.«

Der Gast sagte nichts darauf. Er studierte die Speisekarte und sah gelangweilt und müde aus, als ob er eine lange Reise hinter sich hätte.

»Sagen Sie, Giovanni, wohnt ein Mr. Merrill im Hotel?« fragte er, nachdem er das Essen bestellt hatte.

»Nein, M'sieur. Ist Mr. Merrill Ihr Freund?«

Rex Holland lächelte.

»In gewisser Weise ist er mein Freund, in gewisser Weise auch nicht«, antwortete er ausweichend und gab keine weitere Erklärung, obwohl Giovanni mit geneigtem Kopf darauf wartete.

Nach dem Abendessen ging er in die Stadt, kehrte aber bald wieder ins Hotel zurück und vertiefte sich im Schreibzimmer in die Fremdenliste, die in englischer Sprache über Ankunft und Abreise aller Besucher von Lausanne, Montreux, Genf und vielen anderen Orten Auskunft gab. Dann nahm er einen Bogen und ein Kuvert und schrieb an Frank Merrill, Esq., Hotel La France, Genf. Nachdem er den Brief zum Postkasten des Hotels gebracht hatte, legte er sich zur Ruhe.

»Es ist ein Brief für Frank angekommen«, sagte May. »Ich möchte doch wissen, ob das die Antwort seines Agenten ist.«

Als sie die Adresse genauer ansah, entdeckte sie, daß er in Montreux aufgegeben worden war.

»Das Schreiben kommt sicher von dem Agenten«, meinte Mr. Mann.

»Dann werde ich es öffnen. Der arme Frank! Schade, daß ihn die Nachricht nicht noch hier erreicht hat.«

Sie schnitt das Kuvert auf und zog den Bogen heraus. Mr. Mann bemerkte, daß sie bleich wurde, und nahm den Brief, den sie ihm zitternd reichte.

Mein lieber Frank Merrill, geben Sie mir noch einen Monat Zeit, dann können Sie die ganze Geschichte veröffentlichen.

Ihr Rex Holland

Mr. Mann starrte verblüfft auf die wenigen Worte.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte May leise.

»Das bedeutet, daß Merrill jemand in Schutz nimmt. Es bedeutet –« Plötzlich leuchteten seine Augen erregt auf.

»Sehen Sie einmal diese Schrift an«, stieß er atemlos hervor.

Sie schaute noch einmal auf den Bogen. Zuerst verstand sie nicht, was er meinte, aber dann riß sie ihm plötzlich das Blatt aus der Hand und knüllte es zusammen.

»Diese Handschrift sollte ich doch kennen«, sagte Mr. Mann.
»Ich habe sie schon vorher gesehen. Natürlich – es ist die Handschrift Jasper Coles!«

Sie sah ihm fest in die Augen, aber ihr Gesicht war noch bleicher geworden.

»Mr. Mann, ich glaube, Sie irren sich«, sagte sie bestimmt.

Mr. Mann kehrte nach England zurück und teilte Frank die Neuigkeit mit, als er in dessen Hotel in der Jermyn Street mit ihm zusammentraf. Merrill lauschte seinen Worten, ohne ihn zu unterbrechen.

»Ich fuhr natürlich sofort nach Montreux. Der Briefbogen trug zwar nicht den Namen des Hotels, in dem er geschrieben war, aber ich konnte ohne große Schwierigkeit feststellen, daß es sich um das Palace-Hotel handelte. Der Oberkellner kannte auch Mr. Rex Holland, der häufig dort verkehrt und stets große Trinkgelder gibt. Ich erfuhr auf meine Fragen, daß der Mann in guten Verhältnissen leben muß. Nach der Beschreibung soll es ein junger Mann mit guten Manieren sein. Der Kellner sagte, daß Holland am vergangenen Morgen aus den Niederlanden angekommen sei und sich nach seiner Ankunft im Hotel sofort nach Ihnen erkundigt habe.«

»Sind Sie sicher, daß er am Morgen ankam? Ich stelle diese Frage aus einem besonderen Grund«, sagte Frank schnell.

»Nein. Eben fällt mir ein, daß es abends war. Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Nordexpress wieder ab.«

»Ich möchte nur wissen, woher er meine Adresse kannte.«

»Offenbar hat er Ihren Namen in der Fremdenliste gefunden. Der Kellner im Schreibsalon erinnerte sich, daß Mr. Holland darin las. Aber nun müssen Sie mir die reine Wahrheit sagen. Was wissen Sie von Rex Holland?«

Frank öffnete sein Etui, nahm eine Zigarette und tat ein paar Züge, bevor er antwortete.

»Ich weiß eigentlich kaum mehr als andere auch«, erwiderte er mit einer gewissen Bitterkeit. »Eine Sache ist allerdings nur mir bekannt.«

»Aber mein lieber Junge!« Mr. Mann legte die Hand auf Franks Schulter. »Sie sehen doch ein, wie wichtig es ist, daß Sie mir alles sagen, was Sie wissen.«

Frank schüttelte den Kopf.

»Die Zeit ist noch nicht gekommen«, erklärte er entschieden und war zu keiner weiteren Auskunft zu bewegen.

Aber über eine andere Angelegenheit sprach er eingehend mit Mr. Mann.

»Ich kann nicht länger zusehen, wie May ihr Leben ruiniert. Es ist sonderbar, was für einen unheimlichen Einfluß Jasper auf sie ausübt. Sie haben es ja selbst gesehen.«

Mr. Mann nickte.

»Ich kann es mir auch nicht erklären. Jasper sieht allerdings nicht gerade schlecht aus. Er hat gute Manieren und ist ein angenehmer Gesellschafter. Sie glauben doch nicht etwa –«

»Daß er ihre Zuneigung durch seine persönlichen Vorzüge gewonnen hat?« Frank schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Es fällt mir schwer, meine Privatangelegenheiten zu besprechen, aber Sie kennen ja mein Verhältnis zu May. Ich hoffte, daß es zwischen uns wieder werden würde wie früher. Sie war auch sehr liebenswürdig zu mir, aber ich habe doch gefühlt, daß sie mir kühler und fremder gegenübersteht. Sie wissen ja, daß ich sie heiraten wollte, und wir wären jetzt auch ein glückliches Paar, wenn Jasper nicht so unverschämt intrigiert hätte.«

Frank ging aufgebracht im Zimmer auf und ab, aber plötzlich blieb er stehen und streckte verzweifelt die Arme aus.

»Was soll ich nur machen? Ich kann sie nicht verlieren – der Schlag wäre zu schwer für mich!«

Er sprach leidenschaftlich, und Mr. Mann ahnte die Tiefe seiner Liebe zu May.

»Geben Sie die Hoffnung nicht auf. Noch haben Sie May nicht verloren«, versuchte er ihn zu trösten.

Mr. Mann hatte Merrill gern; die schwere Zeit, die Frank durchleben mußte, hatte die beiden einander noch nähergebracht.

»Wir werden bald wieder bessere Tage sehen«, fuhr er fort. »Hinter diesem Verbrechen steckt noch etwas anderes, was ich bis jetzt nicht verstehe. Ihnen ist die Sache wahrscheinlich klarer als mir. Ich weiß, daß Sie in dieser dunklen Angelegenheit jemand beschützen. Warum Sie das tun, begreife ich nicht, aber wenn ich Ihnen helfen soll, muß ich die Wahrheit erfahren.«

Mr. Mann hatte ein langes, erfolgreiches Leben hinter sich, aber noch nie hatte ihn etwas so interessiert und gleichzeitig enttäuscht wie seine Tätigkeit bei der Aufklärung des Mordes an John Minute. Bei dem Prozeß war nichts herausgekommen, und die Tat war ebenso geheimnisvoll geblieben wie früher.

Crawley, dessen Aussagen wahrscheinlich Licht in die Sache gebracht hätten, war verschwunden, als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Sowohl die Polizei als auch Saul Arthur Mann hatten unabhängig voneinander eingehende Nachforschungen nach ihm angestellt, aber keine Spur von ihm finden können. Offenbar war er nicht mit Rex Holland identisch, aber vielleicht steckte er mit dem Verbrecher unter einer Decke.

Mr. Mann hatte auch an die Möglichkeit gedacht, daß Crawley gemeinsam mit Rex Holland geflohen war, aber obwohl er diese Spur eifrig verfolgte, hatte er keinen Erfolg bei seinen Bemühungen. Die Sache wurde noch verworrener und komplizierter, als die Nachforschungen nach Crawley immer wieder zu Frank Merrill führten. Es war, als ob sich alles verschworen hätte, diesen jungen Mann im schlechtesten Licht zu zeigen.

Frank war Privatsekretär seines Onkels gewesen, bis plötzlich Jasper Cole auf der Bildfläche erschien. Irgendwie hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Cole von Übersee gekommen sei. Sicher war nur, daß er vorher lange Unterhandlungen mit John Minute

geführt hatte. Monatlang waren zwischen den beiden Briefe gewechselt worden. Frank hatte jedoch keins der Schreiben gesehen. Es schien fast, als ob Minute diese Korrespondenz absichtlich vor seinem Neffen geheimgehalten hätte.

Während des Prozesses hatte Mr. Mann viele Informationen über Frank und über May gesammelt, aber das plötzliche Auftauchen Jasper Coles blieb für ihn in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Er konnte nicht aufklären, warum John Minute ihn engagiert hatte.

Der Millionär hatte alle Briefe an Jasper selbst geschrieben und zur Post gebracht. Die Antworten waren verschwunden, wahrscheinlich hatte er sie verbrannt. Jedenfalls mußten sie unter einer Adresse angekommen sein, die Frank nicht kannte.

Jasper war gekommen, und dann war ein Streit entstanden, nicht zwischen den beiden jungen Leuten, sondern zwischen Frank und seinem Onkel. Es mußte eine sehr heftige Auseinandersetzung gegeben haben, aber Frank weigerte sich, darüber nähere Aussagen zu machen. Mr. Mann konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ein gewisser Teil der Schuld auch Merrill traf.

Auch eine andere Tatsache setzte Mr. Mann in Erstaunen. Sergeant Smith war in gewisser Weise in das Verbrechen verwickelt. Frank hatte diesen Mann nach Eastbourne und in Verbindung mit seinem Onkel gebracht. Aber das war nur eine Seite dieser geheimnisvollen Angelegenheit. Es gab noch viele andere Dinge, die nicht aufgeklärt werden konnten.

Saul Arthur Mann ging zu seinem Büro zurück und studierte aufs neue die Akten der Personen, die in diesem Fall eine Rolle spielten. Systematisch und sorgfältig prüfte er alle Einzelheiten. Erst gegen Mitternacht kehrte er in seine Wohnung zurück, aber am nächsten Morgen um neun befand er sich schon auf dem Weg nach Eastbourne.

Durch einen glücklichen Zufall hatte Wiseman einen Tag

Urlaub. Er arbeitete gerade in seinem Gemüsegarten, als Mr. Manns Auto vor dem Haus hielt. Der Polizist fühlte sich durch den Besuch hochgeehrt und ging Mr. Mann entgegen. Bei seinen Vorgesetzten hatte sich nach der Gerichtsverhandlung gegen Merrill kein sehr günstiges Urteil über seine Fähigkeiten gebildet, aber die Bewohner von Eastbourne waren noch stolzer auf ihren Polizisten als vorher. Er hatte das Geheimnis von John Minutes Tod zwar nicht gelöst, aber er hatte in dem Fall doch eine große Rolle gespielt.

Wiseman führte seinen Besuch in einen Raum, der halb als Küche, halb als Wohnzimmer diente. Die dunkelroten Fliesen auf dem Boden waren blankgescheuert. Mrs. Wiseman rückte einen bequemen Sessel für den Gast zurecht, bevor sie auf einen Wink ihres Mannes verschwand.

Mr. Mann erklärte in kurzen Worten, weshalb er gekommen war. Wiseman hörte ihm schweigend zu, schüttelte aber den Kopf, als der kleine Herr zu Ende gesprochen hatte.

»Was ich über den Sergeanten weiß, habe ich bereits meinem Vorgesetzten mitgeteilt. Er saß in demselben Sessel, in dem Sie jetzt sitzen. Wenn Sergeant Smith zuviel getrunken hatte, tat er immer etwas geheimnisvoll und erzählte allerhand Geschichten. Aber sobald er wieder nüchtern war, konnte man kein Wort aus ihm herausbringen. Seine Tochter wohnte übrigens kurze Zeit bei ihm, ungefähr vierzehn Tage lang.«

»Seine Tochter?« fragte Mr. Mann schnell.

»Ja, er hat eine Tochter. Das habe ich meinem Vorgesetzten auch schon gesagt. Es war ein auffallend hübsches Mädchen. Ich habe zwar nicht viel von ihr bemerkt, aber sie war nach der Ankunft ihres Vaters etwa zwei Wochen lang häufig in Eastbourne zu sehen. Ich kann mich auf den Tag seiner Ankunft noch sehr gut besinnen, weil der Wagen, in dem er kam, eine Panne hatte. Es war in meinem Bezirk, und ich habe einen Bericht darüber gemacht. Er hatte ein Haus in Birlham Gap, dort

bin ich ihr begegnet. Sie war wirklich hübsch«, sagte er noch einmal nachdenklich. »Sehr schlank und zart, mit dunklen Haaren und dunklen Augen. Aber sie wissen nicht, wo sie geblieben ist.«

Mr. Mann sah ihn erstaunt an.

»Wer – etwa die Polizei?«

Wiseman schüttelte den Kopf.

»O nein. Sie haben schon jahrelang nach ihr gesucht, lange bevor Mr. Minute ermordet wurde.«

»Wer hat sie denn gesucht?«

»Nun, verschiedene Leute«, erklärte der Beamte langsam und umständlich. »Ich weiß zufällig, daß Mr. Cole sich nach ihrem Aufenthaltsort erkundigte, aber er kümmerte sich erst einige Wochen nach ihrem Verschwinden darum. Es ist wirklich merkwürdig, wieviel Mühe sich Cole gab. An die Polizei hat er sich nicht gewandt, aber er engagierte Privatdetektive, die in Eastborne Nachforschungen anstellten. Einer von ihnen war zufällig ein Vetter meiner Frau. Auf diese Weise habe ich von der Sache erfahren. Cole hat sehr viel Geld ausgegeben, um sie aufzufinden, ebenso Mr. Minute.«

Mr. Mann sah sofort, daß hier eine neue Möglichkeit bestand, den geheimnisvollen Fall aufzuklären.

»So, Mr. Minute hat sich auch um sie gekümmert? Hat er denn die Nachforschungen mit Mr. Cole zusammen angestellt?«

»Soviel ich weiß, haben die beiden unabhängig voneinander gearbeitet. Mir ist diese Angelegenheit schon immer schleierhaft vorgekommen. Ich hoffte, daß bei der Gerichtsverhandlung etwas herauskommen würde, aber Sie wissen ja, wie die Rechtsanwälte alles verdorben haben.«

Polizist Wiseman war fest davon überzeugt, daß Frank Merrill durch die Unfähigkeit des Staatsanwalts seiner gerechten Strafe entgangen war, und er hatte sich im Kreis seiner Familie bitter

darüber beklagt.

»Sie sind also immer noch von der Schuld Mr. Merrils überzeugt?« fragte Mr. Mann, als er sich von Wiseman verabschiedete.

»So sicher, wie ich hier stehe, ist er der Mörder«, sagte der Beamte nicht wenig stolz auf sich selbst. »Ich bin doch damals zuerst in die Bibliothek gekommen, und er war allein bei dem Toten. Hat man denn nicht die Waffe gefunden, mit der Mr. Minute erschossen wurde? Außerdem hat Merrill doch die faulen Geschichten mit den Bankbüchern in London gemacht.«

Mr. Mann lächelte.

»Es gibt aber viele Leute, die anders darüber denken«, erwiderte er und reichte Wiseman die Hand.

Nach seiner Rückkehr konnte Mr. Mann die Akten des Sergeanten Crawley um eine Reihe weiterer Einzelheiten ergänzen.

Er stand auf bestem Fuß mit den Beamten von Scotland

Yard, denen er erst in letzter Zeit bei der Überführung einer Erpresserbande große Dienste geleistet hatte. Mit Hilfe seines Tatsachenmaterials war es gelungen, siebzehn Mitgliedern der Bande in England den Prozeß zu machen.

Mr. Mann bat um eine Unterredung mit dem Polizeipräsidenten, und noch am gleichen Tag führte er mit Unterstützung mehrerer Detektive eine systematische Durchsuchung des Hauses durch, in dem Jasper Cole im Osten Londons ein und aus ging. Aber er hatte keinen Erfolg. Es stand leer. Nur ein einziger Raum war notdürftig eingerichtet. Einige wenige Möbel und Gegenstände befanden sich darin: ein Feldbett, ein Tisch, ein Stuhl, eine Lampe und ein kleiner Teppich.

Am Ende eines Ganges lag die Küche, in der die Leute nur eine Bambusleiter entdeckten. Von dort aus führte eine

verriegelte Tür auf einen kleinen, viereckigen Hof, der durch drei Mauern von den anderen Grundstücken getrennt war. Mr. Mann durchsuchte die oberen Räume und hoffte, eine Falltür zu finden; die Bambusleiter hatte ihn auf den Gedanken gebracht, daß eine solche existieren müsse. Er brachte in Erfahrung, daß Jasper Cole nach John Minutes Tod nur noch ein einziges Mal in dem Haus gewesen war.

Mr. Mann war enttäuscht, aber durch Zufall entdeckte er doch noch etwas, was mit dem geheimnisvollen Tod des Millionärs in Verbindung stand. Der Fall wurde dadurch allerdings nur noch rätselhafter.

Drei Tage später machte Mr. Mann in Camden Town eine weitere Entdeckung. Auf Wunsch der Polizei war er nach Holloway Gaol gegangen, um dort mit einem Gefangenen zu sprechen. Dieser hatte sich als Kronzeuge für einen Fall angeboten, der die Polizei und Mr. Mann in gleicher Weise interessierte.

Unglücklicherweise hatte er sein Taxi fortgeschickt, und als er wieder aus dem Gebäude trat, konnte er keinen Wagen entdecken. Er entschied sich daher, den Weg nach King's Cross zu Fuß zurückzulegen, und um schneller vorwärtszukommen, benutzte er eine kleine Gasse, die ihn zur Hampstead Road brachte.

Er ging über die Straße und sumnte eine Melodie vor sich hin. Plötzlich blieb er wie gebannt stehen.

Es war halb sechs, und die Dämmerung brach schon herein. Aber er hatte sehr gute Augen und täuschte sich nicht. Auf einer der Treppen, die zu den Haustüren hinaufführten, sah er einen jungen Mann und ein Mädchen. Es war außerordentlich schön, aber sehr bleich. Der Herr glich Frank Merrill aufs Haar; er trug einen rauen Tweedanzug und einen weichen Filzhut mit breitem Rand. Das Mädchen schien ihn um etwas zu bitten. Mr. Mann war aber zu weit entfernt, um ihre Worte verstehen zu

können. Er beobachtete, wie sich der junge Mann von ihr losmachte. Sie ergriff ihn jedoch wieder am Arm und blickte ihn flehend an.

Mr. Mann sah mit Entsetzen, daß er die Hand hob, sie in das Haus stieß, die Tür wütend zuschlug und davoneilte. Im nächsten Augenblick war er schon um die Straßenecke verschwunden und außer Sicht gekommen. Mr. Mann nahm seinen Hut ab und wischte sich die Stirn, dann ging er langsam zur Haustür. Aber dort zögerte er. Unter welchem Vorwand konnte er hier einen Besuch machen? Wenn es tatsächlich Frank Merrill gewesen war, dann hatte er sich vollkommen in ihm getäuscht. Die Rätsel wurden immer größer.

Aber im nächsten Augenblick faßte er sich wieder. Er notierte sich die Nummer des Hauses und eilte dann hinter dem jungen Mann her. Als er um die Straßenecke bog, konnte er ihn jedoch nicht mehr sehen, und auch an der nächsten Ecke war keine Spur mehr von ihm zu entdecken. Glücklicherweise fuhr gerade ein leeres Taxi vorüber, und er winkte dem Chauffeur.

»Hotel Grimm – Jermyn Street«, rief er ihm zu.

Wenigstens über einen Punkt wollte er sich Klarheit verschaffen.

»Hotel Grimm« ist in Wirklichkeit ein Häuserblock und besteht aus vielen Einzelwohnungen, die mit einem Restaurant verbunden sind. Das Restaurant ist eigentlich nur eine große Küche, von der aus auf Wunsch Essen in die Wohnungen geschickt wird.

Franks Räume lagen im dritten Stockwerk, und Mr. Mann eilte in die Halle, nachdem er den Chauffeur entlohnt hatte. Er fuhr mit dem Lift nach oben und stand kurz darauf vor Franks Tür. Er klopfte, fürchtete aber, keine Antwort zu erhalten. Zu seiner größten Beruhigung hörte er jedoch ein paar Sekunden später Franks Schritte.

Merril war gerade im Begriff, sich zum Abendessen umzukleiden.

»Treten Sie bitte näher«, sagte er in froher Stimmung, »und erzählen Sie mir, was Sie Neues erfahren haben.«

Er führte Mr. Mann in das Wohnzimmer, wo er seine Krawatte band.

»Wie lange sind Sie schon in der Wohnung?«

Frank warf ihm einen fragenden Blick zu.

»Wie lange mag das wohl sein? Genau weiß ich es nicht, aber jedenfalls bin ich kurz nach dem Mittagessen heimgekommen und seitdem nicht wieder ausgegangen.«

Mr. Mann war aber immer noch verwirrt und ließ sich nicht so schnell überzeugen.

»Welchen Anzug haben Sie denn vorher angehabt?«

Nun sah ihn Frank höchst überrascht an.

»Warum wollen Sie denn das wissen?« fragte er schnell. »Ich verstehe wirklich nicht, was Sie wollen.«

»Was für einen Anzug haben Sie heute getragen?« wiederholte Mr. Mann eindringlich.

Frank ging in sein Ankleidezimmer, kam aber sofort wieder zurück und warf einen blauen Straßenanzug über den Stuhl. Mr. Mann hatte Frank schon öfters in diesem Anzug gesehen.

»Also, nun heraus mit der Sprache. Was für einen Scherz haben Sie vor?«

»Es handelt sich durchaus nicht um einen Scherz. Ich könnte einen Eid darauf schwören, daß ich Sie vor einer halben Stunde in Camden Town gesehen habe.«

»Ich weiß wohl, wo die Gegend liegt, aber ich bin seit mehreren Jahren nicht dort gewesen.«

Mr. Mann schwieg kurze Zeit. Der junge Herr, den er vor Flowerton Road Nr. 69 gesehen hatte, war also nicht Frank Merril. Als er später die Geschichte erzählte, hörte ihm Frank interessiert zu.

»Sie haben sich wahrscheinlich geirrt. In der Dämmerung täuscht man sich sehr leicht.«

Mr. Mann ließ sich jedoch nicht beruhigen. »Ich hätte tatsächlich jeden Eid darauf geschworen, daß Sie es waren!«

Frank schaute zum Fenster hinaus.

»Merkwürdig«, meinte er halb belustigt. »Ich kann allerdings niemanden anklagen, nur weil er mir zum Verwechseln ähnlich sieht. Das arme Ding!«

»Von wem sprechen Sie denn?«

»Ich dachte an die unglückliche junge Frau. Es ist doch entsetzlich, wie brutal die Männer manchmal sind!«

»Sie haben mir einen fürchterlichen Schrecken eingejagt!«

Frank lachte laut auf.

»Ich glaube, Sie sehen mich im Geist schon wieder vor dem Richter stehen – diesmal wegen Mißhandlung und

Körperverletzung!«

»Ich sah sogar schon mehr als das«, entgegnete Mr. Mann ernst. »Und ich sehe auch jetzt noch mehr als das. Nehmen wir einmal an, daß Sie einen Doppelgänger haben und daß er mit Ihren Feinden zusammenarbeitet – ich glaube, es ist wirklich sehr gefährlich für Sie.«

Frank schüttelte traurig den Kopf.

»Mein lieber Freund«, sagte er mit einem trüben Lächeln. »Ich bin es müde, überhaupt noch etwas anzunehmen. Vergessen Sie das alles und begleiten Sie mich. Wir wollen in der Stadt zu Abend speisen.«

Aber Mr. Mann lehnte die Einladung ab, denn er brauchte Zeit zum Nachdenken.

Aber so sehr er sich auch abmühte, er fand keine Erklärung, und als er sich zur Ruhe legte, hatte er das unentwirrbare Rätsel immer noch nicht lösen können.

Am nächsten Morgen erhielt er einen Brief von Wiseman.

Sehr geehrter Herr, mit Bezugnahme auf unsere frühere Unterredung teile ich Ihnen mit, daß ich eine Fotografie der jungen Dame gefunden habe. Ich meine die Tochter des Sergeanten Smith. Das Bild wurde damals dem Privatdetektiv gegeben, der Nachforschungen nach ihr anstellte. Es ist, wie schon gesagt, der Vetter meiner Frau. Dadurch kam ich in den Besitz des Bildes, das ich Ihnen beiliegend schicke.

Indem ich hoffe, daß es Ihnen von Nutzen sein wird, verbleibe ich mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

John Peter Wiseman.

Die Fotografie war in Seidenpapier eingeschlagen, und Mr. Mann wickelte sie schnell aus. Er sah erstaunt und bestürzt darauf, denn dasselbe Mädchen hatte er am Abend vorher auf der Treppe vor dem Haus Flowerton Road Nr. 69 gesehen.

Mr. Mann teilte Frank Merrill seine neue Entdeckung

telefonisch mit, und eine Stunde später saßen die beiden in seinem Büro zusammen.

»Ich gehe jetzt zu dem Haus, um sie aufzusuchen«, sagte er.
»Wollen Sie mich begleiten?«

»Mit dem größten Vergnügen. Ihre Entdeckung ist auf jeden Fall äußerst sonderbar, und ich bin selbst gespannt, was wir finden werden. Ich erinnere mich sehr gut an die junge Dame. Ich hatte ihretwegen mit meinem Onkel sogar eine böse Auseinandersetzung. Sie kam damals im Auftrag ihres Vaters zu ihm, und er behandelte sie ziemlich brutal.«

Nun wäre wenigstens Punkt eins aufgeklärt, dachte Mr. Mann für sich.

»Dann verschwand sie«, fuhr Frank fort, »und Jasper kam nach Eastbourne. Es müssen irgendwelche Beziehungen zwischen den beiden bestanden haben, aber ich bin niemals dahintergekommen. Jedenfalls interessierte er sich lebhaft für sie und versuchte später, sie aufzufinden, allerdings ohne Erfolg.«

Mr. Manns Auto wartete vor der Tür, und kurze Zeit darauf hielten sie vor dem Haus Nr. 69 in der Flowerton Road. Auf ihr Klingeln wurde von einem Dienstmädchen geöffnet, das erstaunt die beiden Herren betrachtete.

»Wir möchten die junge Dame sprechen, die hier wohnt«, sagte Mr. Mann und zeigte ihr die Fotografie. »Kennen Sie diese junge Frau?«

Das Mädchen nickte und starrte Frank an.

»Melden Sie uns bitte.«

»Sie ist nicht da.«

»Warum sehen Sie mich denn so entsetzt an?« fragte Merril.

»Sie kommen doch immer hierher -- oder Sie sehen dem Herrn zum Verwechseln ähnlich. Sind Sie nicht Mr. Merril?«

»Ja, so heiße ich. Aber ich bin noch niemals in diesem Haus

gewesen.«

»Wohin ist die Dame denn gegangen?« erkundigte sich Mr. Mann.

»Seit gestern abend ist sie fort. Sie fuhr mit all ihren Koffern in einem Wagen weg.«

»Ist sonst noch jemand im Haus?«

»Nein.«

»Wie lange sind Sie hier schon in Stellung?«

»Ungefähr eine Woche.«

»Wir sind mit der jungen Dame befreundet«, log Mr. Mann dreist, »und man hat uns gebeten, einmal nachzusehen, ob hier alles in Ordnung ist.«

Das Mädchen zögerte, aber Mr. Mann hatte so eindringlich gesprochen, daß sie unwillkürlich seine Autorität anerkannte. Ohne weiter zu fragen, ging er an ihr vorbei und betrat das Haus.

Es war gut möbliert und sehr sauber gehalten.

»Offenbar hatte dieser falsche Mr. Merril viel Geld«, bemerkte Mr. Mann.

Sie fanden weder Fotografien noch Schriftstücke. Nur im Schlafzimmer entdeckten sie einen Brief, der zerrissen im Kamin lag. Mr. Mann bückte sich sofort und hob ihn auf.

Bevor sie gingen, wandte sich Frank noch einmal an das Dienstmädchen.

»Hat der Herr, der hier wohnte, mir wirklich so ähnlich gesehen?«

»Ganz bestimmt.«

»Betrachten Sie mich doch einmal genau.«

Das Mädchen starrte ihm ins Gesicht.

»Ja, so sieht er auch aus.«

»Sprach er denn auch so wie ich?«

»Ich habe ihn kaum einmal reden hören.«

»Sagen Sie mir noch eins – war er liebenswürdig zu seiner Frau?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Die hatten immer Krach miteinander. Er war ein schrecklicher Mensch, und sie fürchtete sich sehr vor ihm. Sie kommen wohl von der Polizei?« fragte sie plötzlich interessiert.

»Nein, wir sind keine Beamten.«

Frank gab ihr ein gutes Trinkgeld und ging dann schnell die Treppe hinunter. Mr. Mann folgte ihm.

»Es ist allerdings sehr unangenehm, daß ich einen Doppelgänger habe, der seine Frau schlecht behandelt und in Camden Town wohnt«, meinte Merrill, als sie zur City zurückfuhren.

Mr. Mann blieb sehr schweigsam und gab nur einsilbige Antworten.

Als sie wieder in seinem Büro ankamen, nahm er die einzelnen Papierfetzen und legte sie auf seinem Schreibtisch sorgfältig zusammen.

Der Brief trug weder Adresse noch Anrede und lautete:

Ihr müßt aus London verschwinden. Mr. Mann hat Euch heute zusammen gesehen. Geht zu der alten Wohnung und wartet auf weitere Nachrichten.

Auch eine Unterschrift fehlte. Mr. Mann und Frank sahen sich an, denn die Schrift verriet die Hand Jasper Coles.

Jasper Cole stapfte durch den tiefen Schnee zu dem kleinen Haus, das May Nuttall gemietet hatte. Es stand am Abhang eines Berges, und man hatte von hier aus einen wundervollen Blick auf Chamonix, das unten im Tal lag. Der Schlitten, der ihn vom Bahnhof hierhergebracht hatte, wartete am Fuß des Hügels.

May sah Jasper von der Veranda aus und winkte ihm erfreut zu. Er streifte den Schnee von den Schuhen und eilte die Stufen zur Veranda hinauf.

»Das ist aber eine großartige Überraschung!« sagte sie vergnügt und ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. Ihre Augen leuchteten glücklich, als sie ihn anschaute.

Sein Gesicht war nicht mehr so bleich wie früher, sondern von der Sonne gebräunt, aber es lag ein gespannter Ausdruck in seinen Zügen.

»Meinst du nicht auch, daß es ziemlich verrückt von mir war, dir hierher nachzureisen?« fragte er etwas verlegen.

»Du bist ein so hartgesottener Junggeselle, Jasper, daß dir alles widerstrebt, was deinen Gewohnheiten widerspricht. Warum bist du denn überhaupt den weiten Weg von Holland hierhergekommen?«

Er folgte ihr in einen gutgeheizten Wohnraum und wärmte seine Hände am Kamin.

»Weißt du das nicht? Deinetwegen bin ich gekommen. Ich wollte dich wiedersehen.«

»Und was machen deine chemischen Experimente?« fragte sie ablenkend.

»Seit letztem Monat habe ich nicht mehr daran gearbeitet. Ich habe mich mit anderen Dingen beschäftigt und gute Erfolge gehabt.«

»Was hast du denn gemacht?« erkundigte sie sich neugierig.

»An einem der nächsten Tage will ich es dir erzählen.«

Jasper war im Hotel des Alpes abgestiegen und wollte eine Woche in Chamonix bleiben. Sie plauderten über das Wetter, über den frühen Schneefall, der das Tal in einen weißen Mantel gehüllt hatte, und über die schlechte Aussicht auf den Montblanc, der sich in der letzten Zeit immer in Nebel und Wolken verbarg. May sprach vom Donnern der Lawinen, das sie hier nachts nicht schlafen ließ, von dem schönen Weg nach Argentière und den Dörfern, die halb im Schnee begraben lagen, von dem hellgrün leuchtenden Eis der großen Gletscher – kurzum von allem, nur nicht von dem, was sie bewegte und all ihre Gedanken erfüllte.

Jasper wagte es schließlich, Franks Besuch in Genf zu erwähnen.

»Woher weißt du denn davon?« fragte sie und wurde plötzlich ernst.

»Es ist mir erzählt worden.«

»Jasper, warst du eigentlich schon in Montreux?« Sie sah ihn gespannt an.

»Ja, ich war in Montreux, oder vielmehr in Caux – das ist das Dorf, das hoch in den Bergen über Montreux liegt. Man muß Montreux passieren, wenn man es erreichen will. Aber warum fragst du danach?«

Die Freude verschwand aus ihren Augen, und sie hatte plötzlich den unheimlichen Eindruck, daß ein tiefer Abgrund zwischen ihr und ihm lag. Dieses deprimierende Gefühl wich auch in den nächsten Tagen nicht von ihr.

Sie machten zusammen die üblichen Ausflüge und Bergtouren. Am dritten Morgen nach Jaspers Ankunft standen sie auf einer einsamen Höhe und beobachteten, wie die ersten Strahlen der Frühlingssonne den Gipfel des Montblanc mit rötlicher Glut

übergossen.

»Oh, wie herrlich!« sagte sie leise. Er nickte.

Die Schönheit der Natur, die Reinheit der Luft, die Majestät der Berge machten tiefen Eindruck auf May. Alle Vorurteile und Hemmungen fielen von ihr ab, und mit einem plötzlichen Entschluß wandte sie sich an ihn.

»Jasper, wer hat John Minute ermordet?«

Er antwortete nicht. Sein Blick hing noch an der Spitze des Montblanc... Erst nach einiger Zeit sprach er mit leiser Stimme.

»Ich weiß, daß der Mörder lebt und in Freiheit ist.«

»Und wer ist es?«

»Wenn du es jetzt noch nicht weißt, wirst du es niemals erfahren.«

Minutenlang schwiegen beide, während das glühende Rot zu goldgelben Tönen verblaßte.

»Bist du direkt oder indirekt an dem Verbrechen beteiligt?« fragte May dann langsam.

Er schüttelte den Kopf.

»Weder direkt noch indirekt«, entgegnete er bestimmt.

Im nächsten Augenblick lag sie in seinen Armen. Es waren keine Worte von Zuneigung oder Liebe zwischen ihnen gewechselt worden, aber sie hatten sich gefunden. Hoch oben in den Bergen verlobte sich May Nuttall mit Jasper Cole, und in kurzen Briefen machte sie ihren Freunden davon Mitteilung.

Vierzehn Tage später kam sie in England an, und Mr. Mann holte sie vom Charing-Cross-Bahnhof ab. Sie war in der besten Stimmung, strahlte vor Glück und bot ein Bild von Schönheit und Gesundheit.

Mr. Manns Herz wurde schwer. Er hatte eine Pflicht zu erfüllen, die nicht leicht war, und er wußte, daß es keinen Zweck hatte, mit May zu debattieren. Er konnte auch nicht mit

endgültigen Beweisen, sondern nur mit Vermutungen und Verdachtsmomenten aufwarten. Eine Trumpfkarte hatte er allerdings in der Hand, und er überlegte sich, ob er sie ausspielen sollte. Aber er entschloß sich, noch zu schweigen, ging zu Frank Merrill und erzählte ihm, welchen Eindruck er von May gehabt hatte.

»Sie ist bis über die Ohren in Jasper verliebt«, sagte er verzweifelt. »Wenn meine Akten doch nur schon komplett wären! Dann könnte ich sie in einem Augenblick überzeugen. Noch niemals waren meine Nachforschungen so schwierig und haben so lange gedauert.«

»Ist denn gar nichts dagegen zu machen? Ich kann einfach nicht glauben, daß es so ist. Sie will Jasper heiraten! Nach allem, was geschehen ist –«

Seine Stimme klang heiser, und er brach ab.

Mr. Mann rieb nervös sein Kinn.

»Wie wäre es, wenn Sie zu ihr gingen und mit ihr sprächen? Der Anwesende hat immer recht!« sagte er tröstend. »Ich werde inzwischen Mr. Cole aufsuchen. Mit dem habe ich ein ernstes Wort zu reden.«

Frank zögerte.

»Ich kann verstehen, daß Sie es nicht gern tun«, fuhr Mr. Mann fort. »Aber es steht zuviel auf dem Spiel, als daß wir jetzt noch zögern dürften. Wir müssen unter allen Umständen verhüten, daß sie Cole heiratet. Die Hauptsache ist jetzt, daß wir Zeit gewinnen. In einem Monat, vielleicht schon früher, habe ich alle Tatsachen gegen ihn in der Hand.«

»Haben Sie noch genauere Nachrichten über die junge Dame in Camden Town bekommen?«

»Nein, sie scheint wie vom Erdboden verschwunden zu sein. Alle Nachforschungen waren bisher vergeblich.«

Frank kleidete sich an diesem Nachmittag mit

außergewöhnlicher Sorgfalt an. Nachdem er sich telefonisch angemeldet und Mays Zusage erhalten hatte, erschien er pünktlich auf die Minute in ihrer Wohnung. Sie war, wie immer, sehr liebenswürdig, ja ausgesprochen herzlich zu ihm.

»Ich bin eigentlich ein wenig traurig, daß du nicht früher gekommen bist«, sagte sie. »Warum hast du mir nicht eher gratuliert?« Sie sah ihm gerade in die Augen.

»Das kannst du wirklich nicht von mir verlangen, May«, erwiderte er einfach und ohne Vorwurf. »Du weißt, was du mir bedeutest und wie sehr ich dich liebe. Wirklich, ich kann das alles nicht verstehen. Ich kann nur annehmen, daß du mich immer noch als Mörder verdächtigst. Aber ich muß trotz allem wiederholen, daß ich dich mehr liebe als sonst etwas auf der Welt.«

»Würde ich mit dir reden, wenn ich dich tatsächlich im Verdacht hätte? Nein, Frank, ich war damals ein Kind und kannte mich selbst noch nicht. Es sind allerdings erst ein paar Monate inzwischen vergangen, aber glaube mir, es wäre der größte Fehler, wenn ich dich heiratete. Ich würde unglücklich werden, denn ich habe von Anfang an im Grunde nur Jasper geliebt.«

Sie sprach ruhig, ohne die geringste Erregung oder Befangenheit.

»Hoffentlich nimmst du die Sache nicht zu schwer«, fuhr sie fort. »Wir wollen gute Freunde bleiben, wie wir es früher waren. Selbst die Erinnerung an den Tod deines Onkels, die entsetzliche Gerichtsverhandlung und die Rolle, die Jasper dabei spielte, sollen nicht zwischen uns treten.«

»Aber siehst du denn nicht, was das für mich bedeutet?« rief er leidenschaftlich.

Ihre Blicke trafen sich sekundenlang, und Frank las verzweifelt die Wahrheit in ihren Augen.

»Ich weiß, woran du jetzt denkst«, sagte er heiser. »An all die

häßlichen Dinge, die bei der Verhandlung vorgebracht wurden! Daß ich dein Vermögen in meinen Besitz gebracht hätte, wenn es mir gelungen wäre, deine Hand zu erringen! Daß ich dich aus keinem anderen Grund hätte heiraten wollen!«

Sie wurde rot.

»Ja, ist es nicht grauenhaft? Ich dachte tatsächlich daran. Man kann seinen Gedanken nicht befehlen, und du mußt dich damit zufriedengeben, Frank, daß ich an deine Unschuld glaube. Es gibt eben Gedanken, die wie Unkraut wuchern und die man nicht so leicht ausrotten kann. Sei mir nicht böse, daß mir die Worte des Staatsanwalts plötzlich wieder einfielen ich kann nichts dafür.«

Er senkte den Kopf.

»Ich dachte auch noch an eine andere Sache. Weil es mein Wunsch ist, daß unsere Freundschaft weiterdauert, möchte ich noch eine Frage an dich richten. Dein vierundzwanzigster Geburtstag ist vorüber – du sagtest mir damals, daß dein Onkel die Absicht habe, dich vor diesem Datum an einer Heirat zu hindern. Du bist jetzt vierundzwanzig Jahre alt und noch nicht verheiratet. Was ist nun geschehen?«

»Inzwischen hat sich viel ereignet«, entgegnete er ruhig. »Mein Onkel ist tot, und ich bin ein reicher Mann, auch ohne das Legat, das er mir ausgesetzt hat. Ich besitze wohl ebensoviel wie du.«

»Davon wußte ich noch nichts«, sagte sie schnell.

Er zuckte die Schultern. »Hat Jasper dir nicht gesagt –«

»Nein.«

Er holte tief Atem.

»Dann kannst du es auch von mir nicht erfahren, bis der geheimnisvolle Tod meines Onkels aufgeklärt ist. Ich könnte nur wiederholen, was ich dir bereits mitgeteilt habe.«

Sie reichte ihm die Hand.

»Ich glaube dir, Frank. Es war nicht recht von mir, auch nur im geringsten an dir zu zweifeln.«

Er nahm ihre Hand und hielt sie fest.

»May, wie kommt es nur, daß Jasper einen so merkwürdigen Einfluß auf dich ausübt?«

Sie entzog ihm ihre Hand und errötete wieder.

»Aber daran ist doch nichts Ungewöhnliches!« Sie lächelte schnell, um den Ärger zu unterdrücken, der in ihr aufsteigen wollte. »Es ist ganz einfach die große Liebe, die auch du hoffentlich eines Tages kennenlernen wirst.«

Er lachte bitter.

»Kann denn nichts deine Meinung ändern?«

»Nein, nichts«, entgegnete sie fest.

Einen Augenblick tat er ihr leid, wie er da verzweifelt und gebrochen vor ihr stand. Er hatte beide Hände auf die Stuhllehne gestützt und blickte zu Boden. Sie trat zu ihm und schob ihren Arm in den seinen.

»Du mußt es nicht so schwernehmen, Frank«, sagte sie sanft. »Ich bin eben ein launenhaftes Mädchen. Und ich bin es nicht wert, daß man sich auch nur eine Sekunde um mich grämt.«

Er faßte sich, nahm Hut, Stock und Mantel und gab ihr die Hand.

»Also, leb wohl. Und viel Glück für die Zukunft!«

Mr. Mann besuchte Jasper Cole in dem kleinen Haus, das dieser in der Portsmouth Road bewohnte. Sie hatten sich schon früher getroffen, aber Mr. Mann war noch nicht in der Wohnung Mr. Coles gewesen.

Jasper wartete in der Tür, begrüßte den kleinen Herrn herzlich und führte ihn in sein schön ausgestattetes Arbeitszimmer. Eine große Tür öffnete sich von dort zu einem Laboratorium,, das mit allem Komfort versehen war.

»Ich werde Ihnen sofort den Zweck meines Kommens erklären, ohne erst lange auf den Busch zu klopfen«, sagte Mr. Mann, nahm Platz und schloß seine Aktentasche auf. »Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich im Auftrag Mr. Merrils komme und daß ich auch im Interesse der Gerechtigkeit handle.«

»Ihre Motive sind jedenfalls bewunderungswürdig.« Jasper schob mehrere Schriftstücke zurück, die auf seinem Schreibtisch lagen, und setzte sich auf die Tischkante.

»Es ist Ihnen wahrscheinlich nicht entgangen, daß Sie bis zu einem gewissen Grade unter Verdacht stehen.«

»Meinen Sie damit, daß Sie mich verdächtigen oder daß die Polizei mich verdächtigt?« fragte Jasper kühl.

»Zunächst verdächtige ich Sie«, erklärte Mr. Mann mit Nachdruck. »Ich bin nicht in der Lage, auch für die Polizei zu sprechen.«

»Können Sie mir Ihre Gründe dafür angeben?«

Mr. Mann sah ihn scharf an.

»Erstens nehme ich bestimmt an, daß Sie sehr gut wissen, wer der Mörder ist.«

Cole nickte..

»Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß Ihr Freund Merrill der Täter ist.«

»Meiner Ansicht nach kennen Sie den Täter, und Sie wissen genau, daß es nicht Frank Merrill ist.«

Jasper antwortete nicht. Ein schwaches Lächeln spielte um seine Mundwinkel.

»Und was wollten Sie mir sonst noch sagen?«

»Das Weitere betrifft eine sehr delikate Angelegenheit, da es sich dabei um eine Dame handelt. Sie haben die Absicht, sich mit Miss Nuttall zu verheiraten?«

Jasper nickte.

»In den letzten Monaten haben Sie einen außergewöhnlichen und fast unerklärlichen Einfluß auf die junge Dame gewonnen.«

»Hoffentlich!« erwiderte Jasper in guter Laune.

»Es kann sein, daß dieser Einfluß auf natürliche Weise zustande gekommen ist, aber«, Mr. Mann lehnte sich vor und klopfte bei jedem Wort, das er sprach, auf den Tisch, »es könnte auch ein Einfluß sein, den ein Mediziner und kluger Chemiker durch narkotische Mittel hervorgerufen hat, um den Willen seines Opfers zu lahmen.«

»Nehmen Sie etwa an, daß ich Miss Nuttall Rauschgifte beigebracht hätte?«

»Ja.«

Jasper Cole lächelte.

»Dann möchte ich wissen, wie Sie sich das vorstellen und durch welche geheimnisvollen Mittel ich das erreicht haben soll.«

»Das werden Sie selbst am besten wissen«, erwiderte Mr. Mann. »Aber noch etwas anderes, Mr. Cole, und dieser Punkt ist für mich eigentlich der Hauptgrund, der eine Verbindung May Nuttalls mit Ihnen verbietet. Ich besitze ihr Vertrauen, und ich hoffe, daß sie auf meinen Rat hören wird.«

»Und was ist das für ein Grund?«

»Da die Sache Ihren Charakter angeht, fällt es mir sehr schwer, darüber zu sprechen.«

Jasper Cole sah ihn mit einem geheimnisvollen Lächeln an.

»Sprechen Sie sich bitte offen aus. Sie haben mich wirklich neugierig gemacht.«

»Vor kurzer Zeit waren Sie in Holland – weiß Miss Nuttall davon?«

Jasper nickte.

»Ja, gewiß.«

»Sie waren mit einer Dame in Holland«, sagte Mr. Mann langsam und in vorwurfsvollem Ton. »Ist Miss Nuttall auch darüber orientiert?«

Jasper erhob sich, richtete sich zu seiner vollen Größe auf und sah ihn scharf an.

»Ist das alles, was Sie wissen?« fragte er gelassen.

»Nicht alles, aber eine der Tatsachen, die mir bekannt sind. Sie sind in Gesellschaft der Dame gesehen worden, und sie hat als Mrs. Cole in demselben Hotel gewohnt wie Sie.«

Jasper nickte.

»Sie werden entschuldigen, daß ich es ablehnen muß, mich über diese Sache weiter mit Ihnen zu unterhalten.«

»Wenn ich nun aber Miss Nuttall bitte, die Angelegenheit zu untersuchen?«

»Das steht Ihnen natürlich frei«, entgegnete Jasper Cole schnell. »Wenn Sie es für nötig halten, es ihr zu sagen, können Sie es ruhig tun. Aber ob Sie Ihre Absicht ausführen oder nicht – ich werde Miss Nuttall heiraten. Das verspreche ich Ihnen.« Mit diesen Worten begleitete er ihn zur Tür.

Am späten Abend des gleichen Tages trafen sich die beiden Freunde und besprachen die Lage.

»Ich bin sicher, daß etwas nicht in Ordnung ist«, sagte Frank überzeugt. »Sie war anders als früher und sprach mechanisch, als ob sie auswendig Gelerntes hersagte. Ich hatte das Gefühl, daß ein anderer ihr jedes Wort und jede Handlung diktierte. Es ist einfach entsetzlich! Was können wir nur dagegen tun?«

»Zunächst müssen wir verhindern, daß sie Cole heiratet. Täuschen Sie sich nicht, Merrill. Cole ist ein gefährlicher Mensch, der vor nichts zurückschrecken wird. Mir gegenüber hat er sich nur durch Bluff behaupten können. Er weiß, daß ich ihn geschlagen habe. Die Affäre mit der Dame in Holland habe ich übrigens nur durch einen Zufall herausbekommen. Mein

Agent prüfte dort die Fremdenlisten und las klar und deutlich die Eintragung: Mr. und Mrs. Cole aus London.«

»May muß alle Tatsachen erfahren. Wir müssen sie sofort benachrichtigen, obwohl ich eine solche Handlungsweise hasse.«

»Was reden Sie da für einen Unsinn?« erwiderte Mr. Mann ärgerlich. »Sie leiden immer an zu großen Hemmungen. Aber wenn es Ihnen unmöglich ist, werde ich morgen zu ihr gehen und es ihr sagen. Es bleibt nichts anderes mehr übrig.«

»Ich begleite Sie«, entgegnete Frank nach kurzem Zögern. »Ich fühle, daß ich eine Verantwortung habe, der ich mich nicht entziehen kann. Wahrscheinlich wird sie sehr böse auf mich werden, aber ich bin jetzt so weit, daß ich mich nicht mehr darum kümmere. Die Hauptsache ist, daß sie gerettet wird.«

Die beiden verabredeten, sich am nächsten Morgen in Mr. M'anns Büro zu treffen und von dort aus zu Miss Nuttall zu fahren.

»Und vergessen Sie eines nicht«, sagte Mr. Mann ernst, bevor sie sich trennten. »Wenn Cole es vorher erfährt, ist das Spiel aus. Er ist zu allem fähig.«

»Meinen Sie, daß wir vorsichtiger sein sollten?«

»Ja, das ist notwendig. Ich glaube zwar nicht, daß Scotland Yard uns Beamte zur Verfügung stellen wird, aber ich kenne ein sehr gutes Detektivinstitut, das manchmal Aufträge für mich erledigt. Die Leute sollen Miss Nuttall bewachen.«

»Vielleicht setzen Sie sich mit ihnen in Verbindung«, bat Frank. »Ich bin zu aufgeregt. Man dürfte Miss Nuttall eigentlich überhaupt nicht aus den Augen lassen. Ich will sehen, ob es mir gelingt, mit ihrer Zofe zu sprechen, damit wir wenigstens erfahren, wann sie ausgeht. Wir müßten einen Mann vor dem Savoy postieren, der ihr überallhin folgt.«

Als sie sich getrennt hatten, gab Mr. Mann die nötigen

telefonischen Anordnungen. Wie wichtig und notwendig das war, zeigte sich noch am selben Abend.

Um neun Uhr ging May in den Speisesaal und nahm an einem einzelstehenden Tisch Platz. Einen Augenblick später wurde ihr ein Telegramm überreicht. Es kam von einer Vorstands dame der Wohltätigkeitsgesellschaft, für die sich May in jeder Weise einsetzte. Der Text war nur kurz:

Dringend. Habe Ihnen sehr Wichtiges mitzuteilen.

May stand sofort auf, ohne gegessen zu haben, ging in ihr Zimmer, kleidete sich um und fuhr in einem Taxi nach London Ost.

Als sie an dem Haus ankam, in dem die Direktion der Gesellschaft ihre Räume hatte, und in die Halle trat, brannte kein Licht. Ein Herr, der offenbar neu eingestellt war, wartete dort auf sie und sprach sie an.

»Sie sind Miss Nuttall? Ich dachte es mir gleich, als ich Sie sah. Die Dame, die Ihnen telegraphiert hat, ist nach Silvers Rents gefahren und hat mich gebeten, Sie dorthin zu begleiten.«

May entlohnte den Chauffeur und ging mit dem anderen Herrn die engen Straßen entlang. Sie befanden sich gerade mitten in einer der schlechtbeleuchteten Gassen, als sie einen großen, schönen Wagen entdeckte. Sie wunderte sich, daß ein solches Luxusauto in diese Gegend gekommen war. Als sie in den Lichtkreis der Scheinwerfer trat, hob sie die Hand, um die Augen vor dem grellen Licht zu schützen. Im gleichen Augenblick packte sie jemand von hinten und hielt ihre Arme fest. Man warf einen Schal über ihren Kopf und stieß sie in das Innere des Wagens, wo eine Hand nach ihrer Kehle faßte.

»Wenn Sie schreien, erwürge ich Sie sofort!« zischte eine Stimme in ihr Ohr.

Der Wagen fuhr an, und May unterdrückte jeden Schrei. Sie sank halb ohnmächtig in die Polster zurück.

Als sie wieder ganz zu sich kam, fuhr der Wagen noch immer durch die Dunkelheit, und sie fühlte wieder die Hand an ihrer Kehle.

»Wenn Sie vernünftig sind und alles tun, was man Ihnen sagt, passiert Ihnen nichts«, sagte eine undeutliche Stimme.

Es war so dunkel, daß sie das Gesicht ihres Begleiters nicht sehen konnte. Das war auch gleichgültig, denn am Klang seiner Stimme hörte sie, daß es hinter einem Tuch oder einer Maske verborgen sein mußte. Nun erinnerte sie sich auch daran, daß sich der Mann vorher immer ängstlich im Schatten gehalten hatte.

»Wohin bringen Sie mich?« fragte sie.

»Das werden Sie schon noch sehen«, lautete die nichtssagende Antwort.

Es war ein stürmischer Abend. Der Regen peitschte gegen die Fenster des Wagens, und der Wind heulte. Allem Anschein nach fuhren sie aufs Land hinaus, denn sie konnte im Schein der Lampen ab und zu Hecken und Bäume erkennen, an denen sie vorüberjagten. Der Mann neben ihr ließ plötzlich eines der Fenster herunter, lehnte sich aus dem Wagen und gab dem Chauffeur einige Anordnungen. Sie ahnte, was er gesagt hatte, denn die hellen Lichter wurden plötzlich abgedreht, und sie fuhren im Dunkeln.

Obwohl sich May äußerlich zur Ruhe zwang, war sie von wildem Entsetzen gepackt. Sie ahnte, daß dieser Mann auch nicht vor einem Mord zurückschrecken würde, wenn dies in seiner oder in der Absicht seiner Auftraggeber lag. Jedenfalls schwebte sie in großer Gefahr. Aber warum hatte man sie entführt? Waren dieselben Leute an der Arbeit, die John Minute ermordet hatten?

»Wer sind Sie?« fragte sie.

»Das werden Sie bald genug erfahren.«

Im nächsten Augenblick hörten sie ein fürchterliches Krachen. Der Wagen kam plötzlich zum Stehen und neigte sich auf die Seite. May wurde vom Sitz geschleudert und fiel auf die Knie. Alle Glasscheiben waren zersplittert. Zweifellos mußte der Wagen stark beschädigt sein. Der Mann an ihrer Seite richtete sich auf, stieß die Tür auf und sprang hinaus.

»Wir sind in die Schranke eines Eisenbahnübergangs hineingefahren«, schrie der Chauffeur. »Ich habe mein Handgelenk gebrochen. Das haben wir nun davon, daß ich die Lichter abdrehen mußte!«

May hatte instinktiv nach der Klinke der entgegengesetzten Tür getastet, die sich zu ihrer größten Freude öffnete. Behutsam kletterte sie auf die Straße, aber sie zitterte an allen Gliedern.

Sie ahnte die Schranke mehr, als sie sie sehen konnte, und sie wußte, daß auch eine kleine Schwingtür für Fußgänger an der Seite der Straße über den Bahndamm führen mußte. Sie fand sie in dem Augenblick, in dem ihr Begleiter ihre Flucht entdeckte.

»Kommen Sie zurück«, rief er heiser.

Sie hörte Lärm und sah, daß zwei große, leuchtende Scheinwerfer auf der Strecke aufflammten und sich mit großer Geschwindigkeit näherten. Entsetzt floh sie über die Schienen, als der Expreszug heranbrauste, und wenn sie den Bruchteil einer Sekunde länger gezögert hätte, wäre sie verloren gewesen. Der Windstoß warf sie zu Boden, aber sie richtete sich sofort wieder auf, taumelte über die nächsten Schienen, erreichte die gegenüberliegende Tür und lief die dunkle Straße entlang. Sie hatte nur den geringen Vorsprung, den ihr der vorüberfahrende Zug gewährte. Ohne in der Dunkelheit sehen zu können, eilte sie die Landstraße entlang. Sie hörte, daß ihr Verfolger immer näher kam.

Der Wind zerzauste ihre Haare, und der Regen schlug ihr ins Gesicht, aber sie ließ sich nicht aufhalten und rannte blindlings weiter. Plötzlich glitt sie jedoch aus und fiel, und als sie sich

mühsam wieder aufrichtete, legte sich die schwere Hand des Mannes auf ihre Schulter. Sie schrie laut auf.

»Wollen Sie wohl ruhig sein?« herrschte er sie an und legte die Hand auf ihren Mund.

Aber plötzlich leuchtete in unmittelbarer Nähe ein grelles Licht auf, das sie beide blendete. Es strahlte so intensiv und kam so unerwartet, daß May es fast als einen Schlag empfand. Ihr Verfolger ließ sie los und starrte wie gelähmt in den hellen Schein.

»Hallo, was gibt es denn hier?« klang eine Stimme aus dem Dunkel.

May kam zum Bewußtsein, daß Hilfe nahe war. Dieser Gedanke belebte sie, und sie faßte sich wieder.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte der Mann neben ihr. »Sie ist geisteskrank, und ich bringe sie in eine Anstalt.«

Der Lichtstrahl der Laterne richtete sich auf ihn, und der andere packte ihn an der Schulter.

»So, da sind Sie aber an den Falschen geraten. Mir können Sie solche Flausen nicht vormachen. Ich werde Sie zunächst einmal verhaften, Sergeant Smith oder Crawley oder wie Sie sich sonst nennen. Sie kennen mich doch – Polizist Wiseman.«

Einen Augenblick stand der Mann neben May wie versteinert, aber dann riß er sich mit einer heftigen Bewegung los und warf sich mit einem wilden Wutschrei auf den Polizisten. Im nächsten Augenblick wälzten sich die beiden im Dunkeln auf dem schmutzigen Boden.

Wiseman war ein kräftiger, stämmiger Mann, aber dieser Angriff kam vollkommen unerwartet. Als er sich wieder aufrichtete und seine elektrische Lampe vom Boden aufhob, war Crawley verschwunden.

»Wenn Wiseman Sie nicht für einen Mörder hielte, würde ich ihn als einen ganz intelligenten Menschen betrachten«, sagte Mr. Mann.

»Ist Crawley gefunden worden?« fragte Frank interessiert.

»Nein, der ist entkommen. Der Chauffeur und der Wagen waren von einer Garage im Westen Londons gemietet. Dort war schon gesagt worden, daß es sich um den Transport einer Geisteskranken handele, die in eine Anstalt gebracht werden solle. Sicher hat Crawley den Wagen gemietet. Er hat sogar im voraus Geld gezahlt, falls die Kranke irgendwelchen Schaden anrichten sollte. Der Chauffeur sagte, daß ihm von Anfang an Zweifel gekommen seien und daß er eigentlich die Polizei habe benachrichtigen wollen. Aber die Ereignisse entwickelten sich so schnell, daß er nicht dazu kam. Das Unglück passierte am Eisenbahnübergang in der Nähe von Eastbourne.«

»Wohin sollte sie denn gebracht werden?«

»Man hatte dem Chauffeur gesagt, er solle nach Eastbourne fahren, wo er weitere Instruktionen erhalten werde. Die Polizei hat die Sache untersucht, und da sich herausstellte, daß seine Angaben stimmten, ist er entlassen worden.«

»Ich komme gerade von May. Sie sieht den Umständen nach ganz gut aus und ist glücklicherweise mit dem Schrecken davongekommen. Haben Sie angeordnet, daß sie bewacht wird?«

Mr. Mann nickte.

»Es wird das letzte Abenteuer dieser Art gewesen sein, das unser Freund Cole inszenieren konnte.«

»Aber wir haben jedenfalls etwas dabei gelernt. Wir wissen, daß Mr. Rex Holland einen Komplizen hat, und zwar den

Sergeanten Smith. Deshalb können wir jetzt auch ruhig annehmen, daß die beiden an dem Mord an meinem Onkel beteiligt waren. Wiseman hat eine gute Belohnung von mir erhalten, und er hat sie auch verdient«, sagte Frank gutgelaunt.

»Dann tragen Sie ihm also nichts nach?«

Frank schüttelte lachend den Kopf. »Wie könnte ich das?«

May bekam noch einen anderen Besuch. Jasper Cole eilte auf die erste Nachricht von dem Anschlag gegen sie nach London, aber er war sofort wieder beruhigt, als er sie sah.

»Es war ein aufregendes Erlebnis«, meinte sie, »aber es macht mir nichts mehr aus, nachdem alles so gut abgelaufen ist. Ich glaube, ich sehe nicht so angegriffen aus wie du.«

Er nickte.

»Das ist leicht möglich. Ich habe heute nacht kaum geschlafen und bin erst am frühen Morgen zu Bett gegangen. Ich war mit meinen Experimenten so beschäftigt, daß ich nicht merkte, wie die Zeit verging. Erst als mein Diener heute morgen ins Laboratorium kam, wurde mir klar, daß ich die Nacht durchgearbeitet hatte.«

»Was, du hast dich überhaupt nicht ausgeruht?« fragte sie erschrocken und vorwurfsvoll. »Diese bösen Gewohnheiten mußt du aber in Zukunft aufgeben.«

Jasper Cole nahm das unheimliche Abenteuer nicht so leicht wie sie.

»Ich möchte nur wissen, was dahintersteckt«, sagte er, »und warum sie dich nach Eastbourne bringen wollten. Der Sitz dieser Bande muß irgendwo in Sussex sein.«

»Mr. Mann ist anderer Ansicht. Er glaubt, daß der Wagen in Eastbourne gewechselt werden sollte und daß man mich nur dorthingebracht hat, um die Polizei auf eine falsche Fährte zu lenken.« Sie zitterte. »Während der Fahrt habe ich allerdings eine entsetzliche Angst ausgestanden.«

Die Unterredung zwischen den beiden fand am Nachmittag statt. Frank hatte sich zwei Stunden vorher verabschiedet. Am Vormittag war May von Mr. Mann aus Eastbourne abgeholt worden.

Jasper wollte den Abend in London verbringen und hatte zwei Karten für das Hippodrom besorgt. Da May Mr. Mann versprochen hatte, ihn von allen ihren Ausgängen zu benachrichtigen, teilte sie ihm auch das mit. Sie war allerdings erstaunt, als eine halbe Stunde später Mr. Mann selbst bei ihr erschien.

Ihr Verlobter war noch da; er ahnte, was Mr. Mann beabsichtigte.

»Ich möchte nicht stören«, sagte Mr. Mann, »aber es ist absolut notwendig, daß Sie über gewisse Dinge aufgeklärt werden, Miss Nuttall. Ich weiß, wer für diesen letzten Überfall verantwortlich ist, und dergleichen darf nicht wieder passieren!«

»Wer ist es denn?« fragte sie schnell.

»Ich glaube, daß der Anstifter hier in diesem Zimmer weilt«, entgegnete er.

Sie erschrak heftig.

»Meinen Sie etwa mich?« fragte Jasper Cole wütend.

»Ja, Sie! Ich bin davon überzeugt, daß Sie die ganze Geschichte inszeniert haben.«

May starrte ihn entsetzt an.

»Aber das glauben Sie doch selbst nicht!«

»Ich glaube bestimmt, daß Mr. Cole allen Grund hat, Sie zu heiraten. Was dahintersteckt, weiß ich noch nicht genau, aber ich werde es schon noch herausbekommen. Auf jeden Fall möchte ich Ihnen mitteilen, daß Mr. Cole bereits verheiratet ist.«

Sie sah bestürzt von einem zum anderen.

»Was soll das heißen, daß ich schon verheiratet bin?« fragte Jasper scharf und aufgebracht.

»Wenn er noch nicht verheiratet sein sollte, dann war ich vielleicht indiskret. Ich kann Ihnen nur mitteilen, Miss Nuttall, daß Ihr Verlobter in Holland mit einer Dame reiste, die sich Mrs. Cole nennt.«

Jasper schwieg einen Augenblick und schaute ihn mit einem sonderbaren Blick an.

»Mr. Mann«, sagte er schließlich, »Sie scheinen Nachrichten zu sammeln, wie andere Briefmarken.«

»Ich möchte nur wissen, wie weit Sie Ihr Spiel noch treiben wollen«, erwiderte Mr. Mann gereizt.

»Gut, ich werde Ihnen etwas erzählen«, entgegnete Jasper mit erhobener Stimme. »Aber erst beantworten Sie mir eine Frage. Kennen Sie Mr. John Minutes Leben genau?«

»So genau, daß ich eine Biographie über ihn schreiben könnte.«

»Setz dich bitte, May.« Jasper nahm die Hand des Mädchens und führte es zu einem Stuhl. »Die Unterhaltung mit Mr. Mann wird noch länger dauern.«

»Es ist doch wohl nicht Ihr Ernst, daß ich die ganze Geschichte Mr. Minutes hier erzählen soll?« fragte Mr. Mann ärgerlich.

»Doch, dazu möchte ich Sie auffordern«, sagte Jasper und schob dem ungelegenen Besucher einen Stuhl hin.

Halb wider Willen fügte sich Mr. Mann und zählte zögernd die Tatsachen auf. Er wußte unheimlich viel von dem abenteuerlichen und wilden Leben des verstorbenen Millionärs.

»Danach«, sagte er im Verlauf seiner Erzählung, »heiratete er Agnes Gertrude Cole, und zwar in Port Elizabeth, wo er in der St. Bride's Church getraut wurde.«

»Cole«, wiederholte Jasper leise.

Mr. Mann sah ihn verblüfft an, plötzlich schien ihm etwas klarzuwerden.

»Cole!« rief er. »Dann sind Sie –«

»Sein Sohn«, entgegnete Jasper ruhig. »Ja, ich bin eins seiner beiden Kinder. Sie wußten nur von einem, aber er hatte in Wirklichkeit zwei. Meine Mutter verließ ihn und floh mit einem der gemeinsten Schufte, der jemals existiert hat. Er nahm sie mit sich nach Australien, und dort brachte sie sechs Monate später meine Schwester zur Welt. Ihr Freund verließ sie dann, und sie schlug sich mühsam durchs Leben. Sieben Jahre lang war sie Köchin in Melbourne, und sie sparte sich so viel Geld, daß sie mit uns nach Kapstadt fahren konnte, wo sie ein kleines Restaurant aufmachte. Sie verdiente genügend, um mich und meine Schwester erziehen zu können. Dort traf sie auch Crawley, und er versprach, daß er meinen Vater überreden wolle, sich der Kinder wegen mit ihr zu versöhnen. Ich weiß nicht genau, wie der Versuch ausging, aber Crawley scheint keinen Erfolg gehabt zu haben. Es trat jedenfalls keine Änderung in unserem Leben ein.

Später ging meine Mutter nach London zurück und nahm meine Schwester Marguerite mit sich, während ich auf einer Schule in Südafrika blieb. Ich glaube, Crawley hatte sie zu diesem Schritt überredet. Er holte sie bei ihrer Ankunft in

London auch vom Dampfer ab. Sie hatte mir Geld zurückgelassen, so daß ich meine Studien fortsetzen konnte. Aber als nach acht Monaten immer noch keine Nachricht von ihr kam, entschloß ich mich, auch nach England zu fahren. Dann habe ich nach und nach herausgebracht, was sich zugetragen hat. Meine Mutter bekam kurz nach ihrer Ankunft einen Schlaganfall. Crawley brachte sie ins Armenhaus und ließ sie dort. Meine Schwester nahm er mit sich und gab sie als seine eigene Tochter aus. Das wußte ich noch nicht, als ich ankam, aber da ich den Namen und die Adresse meines Vaters kannte, schrieb ich an ihn und bat ihn, gemeinsam mit mir nach meiner Mutter zu suchen. Er antwortete mir darauf, daß sie gestorben sei – Crawley hatte ihm das erzählt – und daß von meiner

Schwester jede Spur fehle. Wir haben mehrere Briefe gewechselt, und schließlich forderte mich mein Vater auf, zu ihm zu kommen und als sein Privatsekretär tätig zu sein. Er gab sich auch die größte Mühe, Marguerite zu finden. Er hat nie erfahren, daß Crawleys angebliche Tochter sein eigenes Kind war. Ich lebte mich in meiner neuen Stellung ein und fand John Minute viel umgänglicher, als ich erwartet hatte. Und eines Tages entdeckte ich dann auch meine Mutter.«

»Das ist mir neu«, unterbrach ihn Mr. Mann, der nun wieder einige Zusammenhänge erkannte.

»Sie haben das kleine Haus in Silvers Rents durchsucht und nichts gefunden«, fuhr Cole lächelnd fort. »Hätten Sie aber die Bambusleiter genommen und wären auf der Hinterseite in den Nachbarhof gestiegen, der direkt an das Grundstück grenzt, so wären Sie zu dem Haus Royston Court Nr. 16 gekommen, das sehr gut eingerichtet ist – besser, als Sie es jemals in einer solchen Umgebung erwartet hätten. In der Gegend redet man von Royston Court Nr. 16 nur als von dem Haus der Krankenschwestern. Es sind immer drei Schwestern dort beschäftigt, aber außer ihnen ist kaum jemand in das Haus gekommen. Sie hätten dort meine Mutter gefunden, die so krank war, daß sie das Bett nicht verlassen konnte.

Die Ärzte gestatteten nicht, daß sie in eine andere Gegend gebracht wurde, da ihr der Transport hätte verhängnisvoll werden können. Ich habe daher dieses billige und einfache Haus gekauft. Weil ich nur über wenig Geld verfügte, konnte ich es erst nach und nach besser einrichten. Meine Besuche dort machte ich stets spät abends, da ich die Neugierde der Nachbarn nicht erregen wollte. Auch sollte John Minute nichts davon erfahren. Solange ich mit ihm in Verbindung blieb, bestand immer noch die Möglichkeit, daß ich ihn mit meiner Mutter aussöhnen konnte. Und das war mein sehnlichster Wunsch. Aber es hat nicht sein sollen«, sagte er traurig. »John Minute wurde ermordet, als sich meine Hoffnung gerade zu

verwirklichen schien. Der Zustand meiner Mutter hatte sich damals bedeutend gebessert, und er blieb auch nach dem Tod meines Vaters so gut, daß ich sie nach dem Kontinent bringen konnte. Ich reiste mit ihr nach Holland und von dort nach Frankreich. Augenblicklich wohnt sie in derselben kleinen Villa, die du in Chamonix bewohnt hast.« Die letzten Worte richtete er an May.

Mr. Mann sah ihn bestürzt an, denn all seine Theorien fielen in nichts zusammen.

»Und was ist aus Ihrer Schwester geworden?«

Jaspers Züge verdüsterten sich.

»Seit kurzer Zeit kenne ich ihren Aufenthalt. Eine Zeitlang wohnte sie in Camden Town, Flowerton Road Nr. 69. Jetzt hat sie ein Zimmer in meiner Nähe, und ich lasse sie Tag und Nacht bewachen – ebenso sorgfältig, wie Mr. Manns Agenten dich beobachten«, fügte er hinzu und lächelte May an.

»Wer beobachtet mich?« fragte sie erstaunt.

Mr. Mann wurde rot.

»Es geschah nur, damit Ihnen nichts zustoßen sollte«, entschuldigte er sich verlegen.

»Ihre Absicht war an sich gut, aber leider haben Sie zu spät daran gedacht«, meinte Jasper.

Mr. Mann kehrte zu seinem Büro zurück, und seine Gedanken wirbelten durcheinander. Aber als methodischer Mann trug er erst alle neuen Tatsachen in die Akten ein, bevor er weiter über den Fall nachdachte.

Er machte sich Vorwürfe, weil er die Beziehungen zwischen Jasper Cole und John Minute nicht vollständig herausbekommen hatte, aber er arbeitete fieberhaft an der Lösung des Problems weiter.

Als er um elf Uhr abends nach Hause gehen wollte, klopfte der Portier und teilte ihm mit, daß ihn eine Dame zu sprechen

wünsche.

»Es ist doch jetzt zu spät«, entgegnete Mr. Mann erstaunt.
»Sagen Sie ihr, daß sie morgen vormittag wiederkommen soll.«

»Das habe ich ihr schon gesagt, aber sie besteht darauf, noch heute abend mit Ihnen zu sprechen.«

»Wie heißt sie denn?«

»Mrs. Merril.«

Mr. Mann sank wieder in seinen Sessel.

»Führen Sie die Dame herein«, sagte er schwach.

Er erkannte sie sofort wieder, als sie ins Zimmer trat. Sie trug ein einfaches Kleid ohne jeden Schmuck, war aber sehr hübsch. Scheu sah sie sich um.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte Mr. Mann freundlich. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin Mrs. Merril«, sagte sie leise.

»Ja, das hat mir der Portier schon mitgeteilt. Aber Sie sind so aufgeregt – was fehlt Ihnen denn?«

»Ach, ich fürchte mich so entsetzlich«, erwiderte sie schauernd. »Wenn er erfährt, daß ich hier gewesen bin, dann –«

»Sie brauchen sich jetzt nicht mehr zu fürchten. Setzen Sie sich doch bitte.«

Er ging in das anstoßende Zimmer, wo ein Telefon stand, und rief May an. Sie war ausgegangen, und er hinterließ die dringende Nachricht für sie, daß sie nach ihrer Rückkehr sofort mit Jasper in sein Büro kommen möchte. Als er wieder eintrat, saß Mrs. Merril auf der Kante eines Sessels und zerknüllte ein Taschentuch in ihrer Hand.

»Ich habe von Ihnen gehört«, begann sie. »Er hat einmal von Ihnen gesprochen, bevor wir mit Mr. Crawley nach dem Haus in Sussex fuhren. Die beiden wollten später eine andere Dame dort

hinbringen, und ich sollte nach ihr sehen. Aber er –«

»Wer ist denn dieser Er?«

»Mein Mann.«

»Wie lange sind Sie verheiratet?«

»Ich bin schon vor langer Zeit mit ihm von Hause fortgelaufen, aber ich habe ein fürchterliches Leben geführt. Es war Mr. Crawleys Gedanke. Er sagte mir, daß er mich wieder mit meiner Mutter und Jasper zusammenbringen würde, wenn ich Mr. Merrill heiratete. Aber er war so entsetzlich schlecht zu mir...«

Sie schauderte wieder.

»Wir haben immer nur in möblierten Häusern gewohnt, bald hier und bald dort. Meistens war ich allein, und ich durfte nie ohne Begleitung ausgehen. Mein Leben war eine einzige Gefangenschaft.«

Sie sprach nur mit schwacher Stimme und schien dem Zusammenbruch nahe zu sein.

»Wie heißt denn Ihr Mann?«

»Frank Merrill«, erwiderte sie erstaunt. »Mr. Crawley hat mir das wenigstens gesagt. Stimmt es nicht?«

Mr. Mann schüttelte den Kopf.

»Mein armes Kind«, sagte er liebevoll und teilnahmsvoll. »Ich fürchte, Sie sind furchtbar betrogen worden. Der Mann, den Sie unter dem Namen Frank Merrill geheiratet haben, ist ein Betrüger.«

Sie sah ihn fassungslos an.

Mr. Mann nickte.

»Er hat den Namen eines guten und ehrenwerten Mannes angenommen und unter diesem Deckmantel schwere Verbrechen begangen. Hoffentlich gelingt es uns, Sie und die Menschheit von diesem Schuft zu befreien.«

Sie starrte ihn immer noch verständnislos an.

»Er hat mich stets belogen«, sagte sie dann langsam. »Aber es klang alles so natürlich, was er sagte, daß man ihm Glauben schenken mußte. Ich wußte, daß manche Dinge nicht stimmten, die er mir erzählte, zum Beispiel, daß mein Bruder gestorben sei. Am nächsten Tag fand ich seinen Namen nämlich in der Zeitung, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Kennen Sie Jasper Cole?«

Sie war so naiv und harmlos wie ein Kind und tat Mr. Mann unendlich leid, als er sie so hoffnungslos und niedergeschlagen vor sich sitzen sah. »Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie zu Ihrem Bruder bringen werde«, tröstete er sie.

»Ich bin von Frank weggelaufen«, sagte sie plötzlich. »Ist das nicht schlecht von mir? Aber ich konnte es nicht mehr aushaken. Er hat mich gestern wieder geschlagen, und dabei will er ein Gentleman sein.«

»In Zukunft soll Sie niemand mehr bedrohen oder schlecht behandeln.«

»Ich hasse ihn«, fuhr sie heftig fort. »Er verhöhnt mich und sagt, daß er eine andere Frau heiraten will.«

Plötzlich starrte sie entsetzt nach der Tür.

Frank Merrill war leise ins Zimmer getreten, ohne sie zu erkennen oder von ihr Notiz zu nehmen.

»Ach, es tut mir leid, ich störe wohl«, sagte er entschuldigend. »Ich sehe, Sie haben Besuch.«

»Treten Sie doch näher«, erwiderte Mr. Mann. »Ich freue mich sehr, daß Sie gerade in diesem Augenblick kommen.«

Mrs. Merrill war bis zur Wand zurückgewichen.

»Kennen Sie diese Dame?«

Frank sah erst jetzt genauer hin.

»Ja, das ist doch die Tochter des Sergeanten Smith«, entgegnete er lächelnd. »Wo waren Sie denn so lange?«

»Rühre mich nicht an«, rief sie atemlos und streckte die Hände aus, als ob sie ihn abwehren wollte.

Frank sah erstaunt von ihr zu Mr. Mann und runzelte die Stirn.

»Diese Dame sagt, daß sie Ihre Frau sei«, erklärte Mr. Mann.

»Meine Frau?« fragte Frank und sah zu ihr hinüber. »Soll das ein schlechter Scherz sein? Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Sie mit mir verheiratet sind?«

Sie sagte nichts, sondern nickte nur.

Frank ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Die Sache wird ja kompliziert«, meinte er verständnislos.
»Aber vielleicht können Sie alles aufklären.«

»Ich weiß auch nur, was sie mir gesagt hat«, erwiderte Mr. Mann und schüttelte den Kopf. »Die ganze Geschichte muß ein großes Mißverständnis sein.«

Frank wandte sich wieder an sie.

»Sieht denn Ihr Mann so aus wie ich?«

Sie nickte.

»Heißt er auch Frank Merril?«

Sie nickte wieder.

»Wo hält er sich denn jetzt auf?«

Sie zeigte mit dem Kopf auf Frank.

»Aber um Himmels willen«, sagte er verzweifelt. »Sie können doch nicht einfach erklären, daß ich Ihr Mann bin!«

»Du bist es«, entgegnete sie entschieden.

Frank schaute hilfesuchend auf seinen Freund.

»Ich weiß nicht, was ich machen soll. Vielleicht lassen Sie mich einmal für ganz kurze Zeit mit ihr allein?«

»Nein, tun Sie es nicht, lassen Sie mich unter keinen Umständen mit ihm allein. Bleiben Sie bei mir!«

»Woher kommen Sie denn jetzt?« fragte Frank.

»Die Wohnung in Camden Town habe ich verlassen, weil du mich so geschlagen hast.«

Frank lachte.

»So bin also nicht nur verheiratet, sondern verprügle meine Frau obendrein auch noch!« rief er ratlos. »Wie kann man diesen Konflikt nur lösen? Ich glaube, es ist das beste, daß uns die Dame sagt, wo sie wohnt. Dann werde ich mit ihr gehen und versuchen, mit ihrem Mann zu sprechen.«

»Ich will nicht mit dir gehen«, rief sie entschlossen. »Nein, das tue ich nicht – ich gehe nicht! Mr. Mann, Sie haben mir versprochen, daß Sie mich beschützen wollen! Das dürfen Sie nicht zulassen!«

Mr. Mann bemühte sich, sie zu beruhigen.

»Dieser Herr tut Ihnen ja gar nichts. Im Gegenteil, er wird Sie vor Ihrem Mann schützen, wenn es notwendig sein sollte.«

»Aber er ist doch mein Mann!« rief sie, aufs äußerste erregt. »Ich gehe nicht mit ihm! Wenn er mich anfaßt, schreie ich um Hilfe!«

Es klopfte wieder, und Frank sah sich um.

»Bekommen Sie noch mehr Besuch?« fragte er nervös.

»Es ist alles in Ordnung«, wandte sich Mr. Mann an den Portier. »Es sind doch ein Herr und eine Dame gekommen? Lassen Sie die Herrschaften bitte näher treten.«

May kam zuerst herein; sie ahnte gleich etwas von den Zusammenhängen, als sie die Szene überschaute. Jasper folgte ihr.

Die junge Frau, die bis dahin Frank ängstlich beobachtet hatte, sah zu den beiden hinüber, und als sie Jasper erkannte, eilte sie zu ihm. Er zog sie an sich und beruhigte sie.

»Ich darf wohl fragen, was das alles zu bedeuten hat. Sie werden meine Aufregung sicher verstehen«, sagte Frank gefaßt. »Nach allem, was ich durchgemacht habe, ist sie wohl

erklärlich. Ich habe in letzter Zeit so viel erlebt, daß ich nicht alles ruhig über mich ergehen lassen kann. Vielleicht erklären Sie mir dieses neue Geheimnis, Jasper. Ich weiß nicht, sind alle anderen oder bin ich verrückt geworden?«

»Hier gibt es überhaupt kein Geheimnis«, entgegnete Cole kühl, der seine Schwester immer noch festhielt. »Kennen Sie diese Dame hier genau?«

»Ich habe sie noch kaum gesehen«, behauptete Frank, »aber sie besteht hartnäckig darauf, daß ich sie geheiratet habe, und ihr Mann sein soll. Jasper, ist das etwa wieder eine neue Intrige, die Sie gegen mich gesponnen haben?«

»Sie kennen die Dame trotz aller Ablehnungsversuche«, sagte Cole mit unerschütterlicher Ruhe.

Frank zuckte die Schultern.

»Sie wiederholen sich mit wenig Geschmack. Ich kann darauf nur dasselbe erwidern, was ich eben gesagt habe.«

»Nun, dann muß ich alles erklären«, entgegnete Jasper.

Er machte sich sanft von Marguerite frei, wandte sich an May und flüsterte ihr etwas zu. Die beiden Damen verließen darauf das Zimmer und gingen in den Nebenraum.

»Sie waren lange Zeit der Privatsekretär John Minutes, Merrill«, begann Jasper dann, »und in dieser Stellung haben Sie manche Tatsachen erfahren, besonders, daß Sergeant Smith meinen Vater erpreßte. Ach, tun Sie doch nicht so, als ob Sie nicht wüßten, daß John Minute mein Vater war«, sagte er, als Frank ihn mit unverhohlenem Erstaunen ansah. »Smith zog Sie ins Vertrauen, und Sie heirateten seine angenommene Tochter. John Minute kam dahinter, aber er wußte nicht, daß es seine eigene Tochter war, die Sie geheiratet hatten. Auch glaubte er nicht, daß sein Neffe so gemein sein könnte, auf diese Weise gegen ihn zu intrigieren. Sie hielten die Zeit noch nicht für gekommen, sich als seinen Schwiegersohn auszugeben, und so warteten Sie, bis Sie sein Testament gesehen hatten. In dem

Testament war aber nichts von einer Tochter erwähnt. Das erklärt sich daraus, daß meine Schwester erst geboren wurde, nachdem meine Mutter John Minute verlassen hatte, und er weigerte sich zunächst, Marguerite als sein Kind anzuerkennen.

Später kamen ihm Zweifel, ob er nicht ungerecht handelte, und er machte große Anstrengungen, seine Tochter aufzufinden. Sie hätten uns damals viel helfen können, denn Sie haben gewußt, wie sehr wir nach ihr suchten. Sie haben sie aber nur geheiratet, um dadurch einen Anteil an dem großen Vermögen meine Vaters zu erhalten. Als Sie sahen, daß Sie auf diese Weise keinen Erfolg hatten, wollten Sie Bigamie begehen, um doch noch Ihr' Ziel zu erreichen. Die Millionen Ihres Onkels hatten Sie geblendet.«

Jasper wandte sich jetzt an Mr. Mann.

»Sie glauben, daß ich die Nachforschungen nach dem Mörder meines Vaters nicht energisch genug betrieben hätte? Nun, meine Rücksichtnahme erklärt sich aus den Verhältnissen. Sehen Sie, Frank ist doch der Mann meiner Schwester. Wenn ich ihn ruiniert hätte, so hätte der Schlag auch Marguerite getroffen. Zuerst glaubte ich, sie wären glücklich verheiratet. Erst in den allerletzten Tagen habe ich erfahren, wie entsetzlich er sie behandelt hat.«

Frank schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich über solchen Wahnsinn weinen oder lachen soll. Das ist ja unerhört!«

Er machte eine Bewegung zur Tür, aber Jasper ahnte seine Absicht und lehnte sich mit dem Rücken dagegen, während er ihn scharf beobachtete.

»Sie sollen noch mehr zu hören bekommen«, fuhr er eisig fort. »Ich werde Ihnen sagen, wie der Mord an meinem Vater ausgeführt wurde und wer der geheimnisvolle Mr. Rex Holland war.

Es ist leider eine bekannte Tatsache, daß Ihr Vater ein Betrüger und Fälscher war. Die verbrecherische Anlage hat sich

auf Sie vererbt, denn auch Sie haben schon seit mehreren Jahren Unterschriften gefälscht. Sie selbst sind Rex Holland. Sie kamen am Abend des Mordes nach Eastbourne und sicherten sich durch einen genialen Plan schon vorher eine Zeugenaussage zu Ihren Gunsten. Sie gaben vor, daß Sie ihre Fahrkarte verloren hätten, und sie forderten den Stationsbeamten auf, Ihre Taschen zu durchsuchen. Er konnte deshalb später unter Eid aussagen, daß Sie keine Waffe bei sich trugen. Sie fuhren darauf in einem Mietauto bis zum Parktor, und nachdem der Chauffeur gesehen hatte, daß Sie durch das Parktor gingen, schlichen Sie sich zu der Stelle, wo Sie hinter einem Gebüsch, nicht weit vom Haus entfernt, Ihr eigenes Auto versteckt hatten.

Sie waren dort schon früher am Abend angekommen und dann nach Polegate Junction gegangen, wo Sie in den Zug einstiegen. Vorsichtigerweise hatten Sie Ihre Rückfahrkarte in London lochen lassen, so daß dieser Trick nicht entdeckt wurde. Mit Ihrem eigenen Wagen fuhren Sie dann zehn Minuten später vor dem Haus vor. Den Revolver, mit dem Sie meinen Vater niederschossen, hatten Sie in Ihrem Auto versteckt. Um sich selbst zu decken, haben Sie später mich verdächtigt und sich mit einem der klügsten Männer Englands angefreundet.«

Jasper machte bei diesen Worten eine kurze Verbeugung vor Mr. Mann, der ihn sprachlos anstarrte.

»Und durch ihn haben Sie Scotland Yard gegen mich alarmiert. Sie haben sich von Miss Nuttall in Genf verabschiedet und ihr gesagt, Sie würden nach London fahren. Das taten Sie aber nicht, denn am selben Abend kamen Sie in Montreux an. Von dort aus schrieben Sie den Brief, in dem Sie meine Handschrift nachahmten. Das zerrissene Blatt Papier, das Sie in einem Zimmer des Hauses Flowerton Road Nr. 69 zurückließen, haben Sie ebenfalls in meinen Schriftzügen gefälscht.

Ich war stets imstande, Ihren Schritten zu folgen, denn ich hatte Detektive engagiert, die Sie seit dem Mord Tag und Nacht überwachten. Ich habe geduldig gewartet, bis meine Zeit kam.

Meine Schwester habe ich wohl beobachten lassen, doch habe ich ihr auch dann noch nichts mitgeteilt, als ich erfuhr, daß sie unglücklich mit Ihnen lebte, um Sie nicht vorzeitig zu warnen. Aber jetzt bin ich soweit.«

Frank seufzte schwer und nahm seinen Hut auf.

»Morgen werde ich Ihnen eine andere Geschichte erzählen und mit Ihnen abrechnen«, entgegnete er gelassen.

»Sie sind ein vorzüglicher Schauspieler, das muß ich anerkennen«, erwiderte Jasper. »Auch können Sie ausgezeichnet lügen, aber mich haben Sie nie getäuscht.«

Er wandte sich plötzlich um und riß die Tür auf.

»Machen Sie jetzt, daß Sie hinauskommen! Zwanzigtausend Pfund haben Sie von meinem Vater geerbt, fünfundfünfzigtausend Pfund haben Sie in der Mordnacht vergraben – Sie besinnen sich noch auf den Spaten, der in dem Wagen gefunden wurde?« fragte er Mr. Mann und sprach dann wieder zu Frank. »Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit, England zu verlassen. Wegen des Mordes an Minute können wir Sie nach englischem Gesetz nicht ein zweites Mal anklagen, aber Sie können zum Tode verurteilt werden, weil Sie Ihre Diener vergifteten.«

Frank Merrill ging nicht zur Tür, sondern zur anderen Seite des Zimmers und drehte den Anwesenden den Rücken zu. Dann wandte er sich langsam um.

»Ich fühle, daß das Leben keinen Zweck mehr hat –«

Jasper sprang auf ihn zu, packte ihn, als er umsank, und ließ ihn zu Boden gleiten. Mr. Mann telefonierte nach einem Arzt, aber dessen Hilfe kam zu spät, denn Frank Merrill war schon tot.

»Ich habe gleich gesagt, daß Merrill der Mörder war«, erklärte Polizist Wiseman, als er später die Geschichte erfuhr.